Aus den Tagen der Occupation.

Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871.

Von

Theodor Fontane.

Band I.

Zweite Auflage.

Berlin 1872.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

ERS-BIBLIOTHEK DES 4TEN ARTILLERIE-REGIMENTS

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Inhalt.

I. Abtheilung.

II. Abtheilung.

III. Abtheilung.

IV. Abtheilung.

Bis St. Denis.

Ostersonntag.

Wir flogen rechts, wir flogen links,
Gebirge, Bäum' und Hecken!

Lenore.

* *
*

Ich gebe diesen werthen Gästen
Aus unsrem Keller was zum Besten.

Faust.

Die Ostertage 1871 führten mich »trotz alledem« wieder gen Frankreich. Der Zweck meiner Herbstreise war nicht erreicht worden; die Franctireurs von Domremy hatten es anders beschlossen, und statt Sedan und Metz und das von siegreichen deutschen Heeren eingeschlossene Paris zu sehen, wurde ich selber eingeschlossen und angehalten, eine unfreiwillige Reise durch das mittlere Frankreich zu machen. Der Gebrannte scheut das Feuer. Da es indessen nicht Marotte, sondern Metier gewesen war, was mich im Monat Oktober in Feindesland geführt hatte, da der vernünftige Zweck von damals unabgeschwächt und unverändert fortbestand, so blieb mir keine Wahl, —

ich mußt' es eben wagen. Nicht blos der Soldat steht auf seinem Posten. Am 9. April brach ich auf.

Es war Ostersonntag. Ich hatte es mir so schön gedacht, überall am Wege hin die Glocken festlich klingen zu hören, aber wie das Eisenbahngetöse, für die Mitfahrenden wenigstens, selbst das Rollen des Donners übertönt, so ging auch das Glockenläuten der Städte und Dörfer in dem Rasseln unseres Zuges unter. Noch um anderes, worauf ich gerechnet hatte, kam ich: die geputzten Leute, auf die der Festtags-Reisende doch eine Art traditionellen Anspruchs hat, blieben mir zu gutem Theile versagt. Was davon da war, verschwand in den hundertfältigen Uniformen von Freund und Feind. Unser Wagen selbst, in seinen beiden Nachbarcoupés, beherbergte ein Dutzend französischer Offiziere, denen die wiedererlangte Freiheit alle Elasticität der Zunge zurückgegeben haben mußte, denn von rechts und links her, wie Pelotons, lärmte und klatschte die Conversation.

Desto stiller war es in unserem eigenen Coupé. Ich theilte dasselbe mit einem älteren Herrn, miles catarrhalis, der auf den sonnigen Stellen des Rücksitzes Taschentücher trocknete und nur von Zeit zu Zeit unanfechtbare Bemerkungen über die Unbequemlichkeiten

hartnäckiger Erkältungen machte. Der Gegenstand berührte mich selbst zu ernsthaft, als daß ich durch Widerspruch die Conversation hätte beleben können. So schwiegen wir uns aus und trockneten weiter.

Es war kalt, aber sonnig; kein Wolkenschleier, kein milde-fallender Schatten deckte die Schäden der Landschaft. Da lag Trebbin. Meine Kapitel über »Mark Brandenburg« (ach, so viele) traten wieder fragend vor mich hin; — sie sahen mich scharf an und ich schlug die Augen nieder.

So ging es bis Wittenberg. Eine Stunde später fuhren wir in die sächsisch-thüringische Ebene ein, an dem alten Schlachtengrund von Lützen, an dem älteren von Merseburg vorüber, bis die Burgen »an der Saale hellem Strande« uns freundlich grüßten. Kösen war noch intakt: Jung-Berlin, die ganze Armee der kranken Augenwimper, fehlte noch. Weimar lag so lächelnd da, als woll' es die Welt oder sich selber hinwegtäuschen über die Oede seines Daseins; dann Erfurt, dann Dietendorf.

Dietendorf. Wer kennte nicht die Erzählung vom Kesselflicker, der in das Bett eines Prinzen gelegt wurde. Ein ähnliches Märchenwunder hat auch über Station Dietendorf gewaltet, als es diesen Drei-Lehm-

kathenbau zum mittäglichen Speiseplatz der thüringischen Eisenbahn erhob. Wer nicht Hungers sterben will, muß hier essen; die Bahnverwaltung und die elementare Gewalt des eignen Triebes lassen keine Wahl. »Du mußt, Du mußt, und kostet es Dein Leben.«

Alles drängte also in den »Salon«. Zwei Tische waren gedeckt. Den ersten hatte die germanische Race bereits siegreich im Sturm genommen und nur an der zweiten Tafel waren noch einige Plätze frei. Hier nahm ich Platz inmitten jener 12 französischen Offiziere, deren entfesselter Beredsamkeit ich schon Eingangs Erwähnung that. Das Schmorstück mit einer dicken thüringischen Sauce ging bereits von Hand zu Hand, der bekannte Schlachtschrei »Bier« drang von der germanischen Tafel her immer vielfältiger durch den Saal, an meiner Tafel aber (der französischen), in jener Verblendung, deren eben nur das Volk der Franzosen fähig ist, hieß es beständig: »Kellnèr, Wein! Kellnèr, Rothwein!« Dieser cri de guerre war augenscheinlich in diesen Räumen lange nicht vernommen worden; der angerufene Kellner wechselte also Blicke mit dem am Buffet stehenden, dirigirenden maître d'hôtel und war augenscheinlich jedesmal froh, wenn das Geschrei der Nachbartafel ihn wieder

in einen klareren Wirkungskreis hineinzog. Zugleich aber war doch auch das »garçon, Rothwein« von Tafel II. aus so mächtig angeschwollen, daß nothwendig etwas geschehen mußte. In diesem Momente bewährte sich der Wirth als eine superiore Natur. Er nahm aus dem Hintergrunde seines Buffets eine Platt-Menage größeren Stils, drin vier bestaubte St. Juliens (halbe Flaschen) standen und setzte diesen thurmartigen Rundbau, der unverkennbar immer nur als Tafel-Ornament gedient hatte, vor den lautesten Schreier. Die gekünstelte Ruhe, mit der er es that, verrieth, daß er vor sich selber vor Gericht stand. Im nächsten Moment waren die Korken gezogen. Ich wandte mich ab. Der nationale Antagonismus ging nicht so weit, daß sich nicht eine lebhafte Theilnahme in mir geregt hätte. Dort die Söhne von Burgund und Bordeaux, und — hier dieser »Dietendorfer!«

Das dritte, drohende Läuten machte endlich der Scene ein Ende; weiter rasselte der Zug, vorbei an der Wartburg, um deren Gemäuer die Nachmittagssonne glühte, vorbei an den Thürmen und Kuppeln des bischöflichen Fulda, vorbei auch an Bronzell und seinem Schimmelgrab (nach links hin dehnte sich die noch schneebedeckte »hohe Rhön«), bis wir endlich durch

den Gellnhauser-Paß in das Main-Thal einfuhren. Um 9 Uhr Frankfurt. Die Lichter der »Zeil« tanzten an dem Klapperfenster der Droschke vorbei, — nun die Treppe des Taunusbahnhofs, oder vielleicht auch eines andern, hinauf, ein Gesumm und Gebrumm, ein Gezwäng und Gedräng, und weiter ging es in Nacht und — Hessen hinein.

Als der Frühwind uns den Schlaf aus den Augen wehte, stieg der Münsterthurm von Straßburg grau-phantastisch vor uns auf.

Eine Bekanntschaft.

Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen, . . .
Doch ins bekannte Saitenspiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Das, alte Herren ist eure Pflicht.

Goethe.

Ich fand ein Unterkommen im »Rebstock« (La Vignette). Im Frühjahr, wenn ich nicht irre, weint die Rebe; an diese Eigenthümlichkeit erinnerte mich alles in La Vignette. Man war nicht unfreundlich, aber eine gewisse tristesse lag über dem Ganzen. Die Dame des Hauses war Französin; ein Schwermuthszug dunkelte um ihre Stirn, und

»Ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland«.

So schien es wenigstens.

Es war inzwischen Mittag geworden. Ich rüstete mich also zu einem ersten Gange durch die Stadt, passirte den »l'homme de fer«, der in dem Straßenwirrwarr einen trefflichen Orientirungspunkt bietet, trat auf den Kleber-Platz, drängte mich durch die Arkaden,

bewunderte die Geschmacklosigkeiten der Gutenberg-Statue und umkreiste mit festgehaltenem Hut (denn hier windet es immer) den Massenbau der Cathedrale. Das war also das vielbesungene

»O, Straßburg,
Du wunderschöne Stadt«.

Ehrlich gestanden, ich konnt' es nicht finden. In wie weit ich später (Mitte Mai) mein Urtheil corrigirte, werd' ich weiterhin zu erzählen haben.

Hier nur die ersten Eindrücke. Diese gingen dahin: Das Einzelne ist nicht sonderlich schön, und das Ganze ist nicht sonderlich pittoresk. Das Münster, wie ich wohl kaum hinzuzufügen brauche, ist ein Ding für sich, und nimmt eine aparte Beurtheilung in Anspruch.

Der Nachmittag nahm kein Ende.

Den Kreislauf von café noir, Thee und Anisette hatte ich bereits zweimal durchgemacht, alle Bierlokale zwischen dem »eisernen Mann« und dem Gutenberg-Platz waren von mir angesprochen worden und noch immer wollte die Sonne nicht untergehen. Indessen »die Stunde rinnt auch durch den längsten Tag«. Ich sah noch die Tauben im letzten Schimmer um den Münsterthurm fliegen, dann zog ich mich in meinen

Rebstock zurück, und rückte das »Plumeau«, jenes unglückselige Halb-Bett, mit dem der norddeutsche Mensch nie Frieden schließen wird, weiter nach oben, dabei gleichzeitig einem wirren Haufen von Röcken und Ueberziehern die Erwärmung meiner Extremitäten überlassend. Es ging auch leidlich. Ich schlief bis an den Morgen.

Zu guter Zeit ging der Pariser Zug; ich glaube 8 Uhr. Die Kühle der Ostertage hatte nachgelassen; die Sonne schien nicht nur, sie wärmte auch (was man von der unsrigen nur ausnahmsweise sagen kann), und in heiterer Stimmung, die so ziemlich auf allen Gesichtern lag, ging es westwärts auf die Vogesenpässe zu.

Unser Coupé war dicht besetzt, lauter Franzosen; nur mir zur Linken saß ein ältlicher, graumelirter Herr, der, gleich bei meinem Einsteigen, mich deutsch begrüßt und durch allerhand kleine Gefälligkeiten, die oft in einer bloßen Handbewegung, in einer Frage mit dem Auge bestehen, angedeutet hatte, daß er unter Umständen bereit sei, in eine Conversation mit mir einzutreten. Nach dem Austausch einiger Worte indeß, die seinerseits den alemannischen Dialekt verriethen, war es wieder still geworden. Ich hielt ihn für einen schwäbischen Landbewohner, jener Klasse von Gutsbesitzern

zugehörig, der man in unsern alten Provinzen nur ausnahmsweise, desto häufiger aber im Südwesten von Deutschland begegnet: gebildete Leute, die sich, aus irgend einem Grunde, aus der Stadt aufs Land gezogen haben, um hier in Unabhängigkeit der Natur und ihrem Studium zu leben. Man kann füglich die Behauptung wagen, daß sich an der Zahl dieser Art von Landbewohnern die Kultur eines Landes bemessen läßt; wo wenig alte Cultur ist, werden sie fehlen, wo viel ist, werden sie sich einstellen.

Ich hoffe, daß diese Bemerkung richtiger ist, als meine Prognose des Mannes, an den ich sie knüpfe. Er war nämlich durchaus kein Landbewohner. Es dauerte aber ziemlich lange, bevor es mir wie Schuppen von den Augen fiel.

In Zabern, das die Franzosen, nicht gerade zum Schaden des Orts, in ein wohlklingendes »Saverne« umgetauft haben, war Aufenthalt. Unsere Reisegefährten zeigten sich bemüht, uns zu orientiren; die Villa des Herrn Edmond About, der Palast, darin Cagliostro seine Goldmacherkünste übte, alles wurde uns namhaft gemacht. Endlich auch das alte Schloß der »Dame von Savern«. Mein Nachbar zur Linken sah nach der alten Ruine hinauf und sagte dann: »ein Glück

für Schiller, daß ihm die »Dame von Savern« als solche und nicht als »Burgfrau von Zabern« vorgestellt wurde. Die ganze Ballade hätte daran scheitern können.« Es war eine sehr feine Bemerkung; im Moment aber ging ich darüber hin; ich nahm es wie ein Citat, oder wie die Erinnerung an etwas zufällig Gelesenes.

Die Vogesen lagen nun hinter uns und die lothringische Ebene dehnte sich vor uns aus. Das Gespräch, das sich lebhafter zu gestalten begann, glitt auf das Thema der Grenz- und Sprachenscheiden hinüber, dieser und jener Dialekt wurde charakterisirt und mein Gefährte nahm Gelegenheit, der Vorliebe der Franzosen für gewisse Vocalumformungen Erwähnung zu thun. »Da ist beispielsweise das oi für e,« hob er an, »an dem man übrigens deutlich verfolgen kann, wie die Franzosen es aus dem nachbarlichen italienischen Patois herübergenommen haben«. Ich bat um Beispiele. »Nehmen Sie lex, credo, debeo und verfolgen Sie, was daraus geworden ist: loi, crois, dois. »Ich beschäftige mich ein wenig mit diesen Dingen«, fügte er lächelnd hinzu.

Unter solchem und ähnlichem Geplauder erreichten wir Luneville. Nach links hin lag Epinal, das

Schrecкniß aller Gefangnen, dahinter Neufchateau und Langres, Plätze, die ich im Oktober 70 eingehender studirt hatte, als mir lieb gewesen war. Ich machte einige Bemerkungen, die wie von selbst zu dem Geständniß führten, daß ich diese Gegenden »leiblich kenne«. Von da ab war nur noch ein Schritt bis zur Erzählung meines Domremy-Abenteuers. »Man hat mich deshalb tadeln wollen, schloß ich. Aber das ist immer das leichteste. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Die Reisenden und die Kinder müssen ihren besonderen Engel haben, sonst sind sie verloren.«

Er nickte mir zu und begann dann, völlig ungesucht und ersichtlich nur in Bekräftigung meines Satzes, seinerseits die großen Reise-Register zu ziehen. Es war als ob ich unseren Landsmann Jagor erzählen hörte. Er sprach von der Schönheit und den Gefahren des Sabiner-Gebirges, von den Schlangen in Pästum, deren zudringliche Nähe ihm den Genuß dieser entzückenden Stelle gestört habe, von Sicilien, endlich von Griechenland. »Was heißt reisen in Feindesland, oder reisen in Kriegszeiten? Es giebt Gegenden, mit denen wir nie Krieg führen werden und wo einem die Gefahr elenden Todes doch um vieles näher tritt, als in dem franktireur- und füsilladensüchtigen Frank-

reich. Es sind jetzt 35 Jahre, als ich durch die Thermopylen ritt und zwar die Schlucht hinunter, wo Ephialtes die Perser heraufgeführt hatte; alles stand in Oleander; es war entzückend; aber die Gegend war so verrufen, daß als ich die Schlucht endlich passirt und das nächste Dorf erreicht hatte, die Leute vor mir flohen, weil sie mich selber für einen Räuber hielten. Denn niemals war ein andrer als ein Räuber aus dieser Schlucht in das Dorf hinabgeschritten. Das Reisen hat seine Gefahren wie alles andere; wer sie nicht mit in den Kauf nehmen will, muß zu Hause bleiben, oder die große Linie halten. Alles Beste aber, wie überall im Leben, liegt jenseit der großen Straße.«

Das war mir aus der Seele gesprochen, aber so lebhaft wie das Gesprochene, so lebhaft interessirte mich jetzt auch der Sprecher selbst. Wer war dieser graumelirte Mann, der in vor-Stangenschen Zeiten durch die Thermopylen geritten war? War er ein Gutsbesitzer? Wenn er ein solcher war, so gehörte er einer Gruppe an, die nur nach wenig Mitgliedern zählt.

Nancy war nicht mehr fern. Die Dörfer links und rechts begannen ein andres Ansehen anzunehmen, das Giebeldach hörte auf, das Flachdach begann,

wir sprachen über die Grenzlinie, die sich architektonisch ziehen lasse, und kamen auf Gothik und die gothischen Dome zu sprechen, zuletzt auch auf den Straßburger und den Ulmer. Ich beschrieb ihm den Eindruck, den der letztre seinerzeit auf mich gemacht hatte. Er nickte wieder und sagte dann ruhig: »Sie würden ihn kaum wieder erkennen, seit er die Strebepfeiler hat«. Neues Stutzen auf meiner Seite. »Also sattelfest auch da,« dacht' ich, und nicht ohne Absicht lenkt' ich das Gespräch auf das berühmte Bild hinüber, das Portrait eines Ulmer Patriciers, das sich in der Bessererschen Kapelle des Domes befindet. »Ich seh' es deutlich vor mir, aber ich habe den Namen des Meisters vergessen.« »Das ist ein Bild von Martin Schaffner; wohl eines der besten aus der Ulmer Schule. Das Colorit ist so schön, daß es an Gian Bellin erinnert.«

»Gian Bellin«, dies schien mir das entscheidende Wort, und ich schoß nunmehr ohne Weiteres die Frage ab: ob er zu seinen Stuttgarter Bekannten vielleicht auch den Professor W. Lübke zähle?

Ei freilich; wir waren ja Collegen in Zürich.

Darf ich .....

Mein Name ist Vischer.

Ah, der V-Vischer, rief ich überrascht.

Er lächelte: »Ja, der bin ich«.

Ich sagte ihm nun, wie er in dem Berliner Kreise, in dem ich lebte, ein Gegenstand unsrer aller Verehrung sei; was er freundlich aufnahm. Das Gespräch glitt auf kunsthistorische Fragen und Persönlichkeiten hinüber; Parallelen wurden gezogen; endlich langten wir wieder beim allerpersönlichsten an und gaben uns Aufklärungen über den Zweck unsrer Reise. Er war (für die nächsten Tage wenigstens) derselbe. Wir reisten als Väter. Sein einziger Sohn stand bei den württembergischen Reitern in Vitry, der meinige weiter westlich zwischen St. Denis und Beauvais. Jener wie dieser hatten die Gefahren und Strapazen des Krieges glücklich überstanden, und unsre Söhne wieder zu sehen, fuhren wir nun, ein Lehrer und ein Schüler der Aesthetik, plaudernd und glücklich in Feindes Land hinein!

Epernay.

Die Tafel gedeckt,
Lichter und Blumen aufgesteckt,
Und keine Gäste
Zum Feste, —
Es hat mich erschreckt.

*   *   *

Er schläft.
Umgaukelt ihn mit süßen Traumgestalten,
Versenkt ihn in ein Meer des Wahns.
Faust.

In Vitry hatten wir uns getrennt.

Bis Epernay, wo ich zur Nacht bleiben wollte, waren noch zwei Stunden; es dunkelte schon, ich drückte mich in die Coupé-Ecke und ließ die Bilder und Erlebnisse des Tages noch einmal an mir vorüberziehen. Ich könnte auch ebenso gut sagen, ich dachte an den »V-Vischer« und rekapitulirte die Gespräche, die ich mit ihm gehabt. Wie viel gedanklich Feines, epigrammatisch Zugespitztes, wie viel Scharfes, immer Treffendes hatte ich aus seinem Munde gehört. Vieles gab er nur als Citat; aber, gleichviel, für mich hatte es den Reiz und die erobernde Kraft des Neuen. Es

mochten anfechtbare Sätze sein, aber alle waren sie eigenartig und sich einprägend, wie Charakterköpfe. Ich gebe Einzelnes, bunt durch einander, wie es fiel. »Alle romanischen Völker haben eine natürliche Education; dies ist etwas, aber nicht viel; es scheint in der That mehr, als es bedeutet.« »Es ist bemerkenswerth, daß die Franzosen auch in Geschmacksachen zurückgehen. Ihre Moden sind unschön. Die Uniformirung ihrer Armee ist abgeschmackt, barbarisch, Caricatur.« Als Württemberger (deren Uniform die kleidsamste ist) hatte er ein besonderes Recht diese Sprache zu führen.

Ueber N. N., den er ebenfalls von Zürich her kannte und den Jeder nach dem Mitzutheilenden leicht zu errathen vermag, saß er scharf zu Gericht. »Er gehört in die Familie: genius crepitus. Mein Freund Gottfried Keller hatte ganz Recht, ihn mit einer femme entretenue zu vergleichen; mal hat ihn dieser, mal jener, aber immer wird er »ausgehalten« und jedem kommt er theuer zu stehn.«

Wir kamen auch auf politische Dinge. Hier konnte die Controverse zwischen einem scharfen Schwaben und einem guten Preußen kaum ausbleiben. Aber es machte sich besser als man hätte erwarten sollen. Er

verachtete allen Particularismus, ganz besonders den welfischen, und hatte eine unbedingte Hingabe an das Jahr 70, zumal an den Wiederaufbau des deutschen Reichs. Nur der Baumeister gefiel ihm nicht. »Es dauert mich, daß es gerade dem Bismarck gelingen mußte. Ich habe neulich drucken lassen: Germania, nachdem sie der deutsche Michel mit seinen Liedern vergeblich umfreit hatte, verfiel endlich der Keckheit eines preußischen Junkers. Er griff zu, und — hatte sie.« »Nehmen wir an, — replicirt' ich lachend — daß es der Germania gehen wird wie den Sabinerinnen; sie waren schließlich herzlich froh, und — Römer wurden geboren.« So lief das Gespräch. Ueberall fanden wir Brücken und Anknüpfungen. Nur das Jahr 66 blieb ein Streitpunkt. Ein Glück, daß ich, historisch besser ausgerüstet, seinem weit überlegenen Geiste gegenüber mich leidlich behaupten konnte. Die ganze Begegnung aber hatte mir den Ausspruch eines Berliner Freundes wieder vor die Seele gerufen: »Die feinste Form des Lebens vertritt doch der alte deutsche Professor.« Und so muß es sein. Die Beschäftigung mit dem Geistigen und Schönen, wenn sie den Menschen nicht adelte, wäre nicht besser als Papeterie-Arbeit.

Um die zehnte Stunde etwa war ich in Epernay. Ein Omnibus schaffte mich, sammt einem Dutzend anderer Reisenden, in den quadratischen Hof des Hôtel de l'Europe, wo nun jeder, seinen Reisesack in der Hand, geduldig wartete, wie ihm die Loose fallen würden. Es war ein eigenthümliches Bild. Von den vier Gebäuden, die den Hof bildeten, lagen drei bereits in Nacht, die vierte Seite aber (ein großer Seitenflügel) stand bis zu halber Höhe wie in Feuer, so lustig flackerte es auf dem riesigen Heerd, der sich durch den ganzen Küchenraum hinzog. Der Feuerschein fiel in breiten Streifen auf den Hof und erleuchtete die Fenster des im eigentlichen Hinterhause gelegenen Speisesaals, der schon für den andern Morgen gedeckt und hergerichtet war. Auf jedem Teller, in zum Theil grotesken Gestaltungen, stand eine Serviette; die künstlichen Blumen hatten ihren Platz; fünf Stühle waren umgekippt; — und über dem Ganzen lag Nacht und Stille. Es hatte etwas märchenhaft Verwunschenes.

Ich war wohl der Einzige, der diese Betrachtungen anstellte und erhielt dafür Nr. 48, eine Zahl, die, weil sie sich durch 3 und 4 dividiren läßt, im ersten Moment größere Hoffnungen in mir erweckte, als sich später als gerechtfertigt herausstellen sollte. Ein Con-

cierge, von einer täuschenden Aehnlichkeit mit unserem Conditor Bolzani, ergriff meinen Reisesack, stellte mit der Linken einen Leuchter auf seinen Kopf und schritt so, kandelaberhaft, vor mir her. Ich folgte.

Wir passirten erst einen Thorweg, dann ein Stück gepflastertes Terrain, von dem ich nicht recht erkennen konnte, ob es ein zweiter Hôtel-Hof oder ganz einfach ein Stück Straßenpflaster war, schoben an einigen Hühnerställen vorbei und zwängten uns dann durch eine kleine, offenstehende Thür eine Stiege hinauf, wo mir dann auch alsbald meine Nr. 48 entgegenlachte. Es waren zwei Zimmer, mit zusammen vier »Schlafgelegenheiten«, alle, im Gegensatz gegen das regelrechte französische Bett, so schmal und kurz, als wären sie aus einem Winkel der Neu- oder Mittelmark hierher verschlagen worden. Ich wählte mir das Dritte, das eine ponceaurothe Decke hatte, dachte einen Augenblick an die oleander- und räuberreiche Ephialtes-Schlucht, von der mir Professor Vischer vor wenig Stunden erst erzählt hatte, citirte dann meinen eigenen Trostspruch: »Reisende und Kinder haben ihren Engel« und schob mich unter die Decke.

Ich mochte zwei Stunden geschlafen haben, als ein Getrappel und gleich darauf ein Lichtschimmer mich

weckten. Der »Candelaber« trat wieder bei mir ein, hinter ihm her ein kleiner schwärzlicher Franzose mit einem Handkoffer. Sie flüsterten mit einander. Der Kleine hatte offenbar wegen seines Schlafgenossen eine Frage gestellt, denn er blinzelte nach mir herüber. Der Concierge, ein Schelm, lächelte und sagte dann leise: Prussien! J'espère, vous n'avez pas peur?! Damit trennten sie sich. Der Kleine aber (dies Zeugniß bin ich ihm schuldig) athmete schon nach 5 Minuten in jenen eigenthümlich unartikulirten Tönen, die mir nicht den geringsten Zweifel darüber ließen, daß ihm jede Furchtanwandlung fern geblieben war. Nach solchem Doppelbeispiel von Muth und Vertrauen glaubte ich mich meiner optimistischen Weltanschauung fast wie einer Pflicht hingeben zu müssen, citirte noch in leiser Wandlung:

Und in Städten klein und groß,
Will mein Haupt ich kühnlich legen
Jedem Franzmann in den Schooß,

und schlief ein. Und zwar so fest, wie Graf Eberhart im Bart nur irgendwie und irgendwo geschlafen haben kann.

Der andere Morgen führte mich zunächst in jenen Frühstücks-Salon, der am Abend vorher solchen ver-

wunschenen Eindruck auf mich gemacht hatte; dann in die Stadt. Man darf ihr das Zeugniß geben, daß sie ziemlich reizlos ist; sie erschien mir wie eine Kreuzung von Kissingen und Wriezen a. O. Die einschließenden Berge, die in Sommerzeit einen Weinkranz um die Stadt ziehen mögen, lagen jetzt leblos da und die Straßen und Plätze, was in Frankreich viel sagen will, hatten nicht mal eine Statue aufzuweisen.

Nichts Monumentales, weder in Skulptur noch Architektur. Das Beste was ich fand, war ein Fleischerscharren, den ein hohes, malachitfarbenes Gitter von der vorüberführenden Straße trennte, während vergoldete Stier- und Widderköpfe, wie Wappenschilde, an dem Querbalken des Gestäbes entlang hingen.

Was mich bei meinem Umgang am meisten überraschte, war die Abwesenheit von Allem, was unsere geschäftige Phantasie mit dem Namen »Epernay«, wenigstens zunächst, in Verbindung zu bringen pflegt. Hier wo man hätte glauben können, daß die öffentlichen Brunnen mit irgend einem Mousseux gespeist würden, schien jedes Haus und jedes Schild den Hinweis auf dies Metier vermeiden zu wollen. Endlich, an der Esplanade, in Nähe des Bahnhofs, stieg ein großes dreistöckiges Haus auf. Unter dem Dach hin, wie ein

Fries, lief ein mächtiges Schild und auf dem Schilde stand: Xatart Frères; Fabrique et Magasin de Bouchons.

Dies beruhigte mich. Ich sagte mir: wo solche Pfropfenfabrik vorkommt, da muß viel gekorkt werden.

Von Epernay bis Reims.

Anfragt die graue Cathedrale,
Ein riesenhafter Zeitentraum.
Annette v. Droste-Hülshoff.

* *
*

Und vor die Dinge dieser Welt
Gestellt,
Darfst du sagen
Ohne Zagen
Ob dir's gefällt.

Bei Epernay hatten wir den Saum der Champagne berührt, nun fuhren wir ihrem hauptstädtischen Mittelpunkte zu: Reims.

Die Bahn läuft in gerader Linie nordwärts und durchschneidet eine kurze Strecke hinter Epernay den Forêt de Reims, eine Waldpartie, die früher wahrscheinlich ebenso nach Meilen zählte, wie jetzt nach Kilometern. Das Terrain ist im Allgemeinen plateauartig; an einer Stelle aber senkt es sich bedeutend, und der hochaufgeschüttete querdurchschneidende Bahndamm gestattet einen Blick in den Waldesgrund tief unten. Um die Sommerzeit muß dieser Blick auf grüne Wipfel entzückend sein, heute, um Mitte April, war er mehr grotesk. Alte Eichen streckten aus bereits blättersprießendem Elsengebüsch ihr kahles Gezweig phan-

tastisch in die Luft und standen da wie graue Riesenkorallen auf einer immergrünen Meereswiese.

Eine halbe Stunde später dämmerte die Cathedrale von Reims herauf, von Minute zu Minute bestimmtere Gestalt gewinnend; endlich lag sie vor uns wie ein Modell auf einer Tischplatte. Die Thürme standen in einer durchsichtigen, aber farb- und sonnenlosen Luft.

Diese Art der Beleuchtung, wiewohl sie Alles in klaren Umrissen erscheinen läßt, ist doch nicht gerade die günstigste. Die meisten gothischen Thürme (beispielsweise auch der Straßburger) bedürfen durchaus einer gewissen Lichtfülle; wogegen die blos durchsichtige Luftsäule Manches nicht zu voller Wirkung kommen läßt, oder diese sogar schädigt. Es liegt das in der Art, wie das steinerne Stab- und Gitterwerk, gehäusèartig, den eigentlichen Kern des Thurmes umsteht. Vielfach (nicht immer) sind meinem Auge hierbei die Zwischenräume, die Abstände, zu weit erschienen, so daß die beabsichtigte Leichtigkeit des Aufbaues den Charakter des Ausgebrannten gewinnt. Dies ist für den, der mit selbstständigem Auge sieht, bei durchschnittlicher Beleuchtung mehr oder weniger störend und nur wenn die untergehende Sonne ihre Rothgluth in diese öden Fensterhöhlen ausgießt, wird aller-

dings eine Schönheitsfülle geboren, die einen wieder fühlen läßt: es ist am besten, wie es ist.

Hier wäre denn auch die Stelle, wo ich den geneigten Leser, den ich im Verlaufe dieser Aufsätze eben so sehr auf Cathedralen- wie Schlachtengrund zu führen haben werde, einige ästhetisch-architektonische Bekenntnisse machen zu dürfen um Erlaubniß bitte.

Jeder Mensch, der sich mit den Künsten ernsthaft beschäftigt hat, wird aus hundertfältiger Beobachtung wissen, wie wahr der humoristisch zugespitzte Satz eines meiner musikalischen Freunde ist: »Die Musik scheint mir nur dazu erfunden zu sein, um an ihr die Lügenhaftigkeit der Menschen zu demonstriren.« Was von der Musik gilt, gilt von allen Künsten, am meisten von der Architektur. Diese (mehr denn jede andere) ist Fach- und Gildensache geblieben und unendlich klein ist die Anzahl derer, die eine Maurermeister-Schöpfung von einem italienischen Palast unterscheiden können. Wenn irgendwo die »öde Bewunderungs-Phrase« eine Rolle spielt, so ist es auf diesem Gebiet; vor Allem aber hat die Gothik, nachdem sie hundert Jahre lang ein Aschenputel war, sich eine völlig exceptionelle Stellung wieder erobert, und ist zu gutem Theile unnahbar geworden. Es giebt tausende von Menschen, die vor jedem gothi-

schen Kirchenbau sich sofort jeder Kritik begeben, nicht etwa mit Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes, nicht weil es ein Kirchenbau ist, sondern einfach weil es eine gothische Kirche ist. Einem ganz speziellen Baustyl wird eine ängstlich abgöttische Verehrung gezollt; man identifizirt die Gothik ohne Weiteres mit allem Heiligen, Hohen und Schönen.

Ich darf mich gegen ein solches Zuviel vielleicht um so eher auflehnen, als meine eigene Seele bis zu einem sehr erheblichen Grade diese Bewunderung mit durchmacht und meistentheils schon das bloße Eintreten in eine gothische Kirche wie Gottesdienst empfindet. Alle anderen Gotteshäuser, selbst die weiter zurückliegenden romanischen nicht ausgeschlossen, vermögen nicht das Herz so unmittelbar nach oben zu führen, — es ist dies die tiefgeheimnißvolle Wirkung des Spitzbogens. Dieser Zauber war es, der ihn in 50 Jahren die ganze Christenheit erobern ließ. Ein tiefinnerstes Bedürfniß der Menschenseele wurde durch eine Form, durch etwas Aeußerliches, vielleicht nie so tief getroffen. Auch bis in diese Tage des Abfalls hinein wirkt dies noch; ein poetisch fühlendes Herz wird am liebsten in einer gothischen Kirche beten.

Der Leser wird mir nach diesen Geständnissen

einräumen, daß man nicht leicht voller und rückhaltloser auf die Seite der Gothik treten kann, aber je mehr ich selber das Bewußtsein von dieser Hingebung habe, um so lebhafter und entschiedener stemme ich mich gegen jede unterschiedslose Bewunderung. Gewiß, auch die mangelhafteste Gothik hat noch die Tugenden ihres Geschlechts, — diese sollen ihr unbestritten bleiben; um wie viel mehr erst muß unsre Begeisterung jenen Wunderbauten folgen, die sich nahezu bis zum Vollendeten erheben. Aber auch dies nahezu Vollendete bleibt Menschenwerk und als solches dem Urtheil unterworfen. Das bloße Starren und Staunen kann unmöglich die höchste Form der Bewunderung sein, und gesunde Sinne haben auch dem Bewundernswerthen gegenüber ein Recht, die Dinge zu vergleichen, zu prüfen, zu unterscheiden. Das aber ist Kritik. Bei diesem ganzen Prozeß offen und ehrlich auf der einen Seite, demuthsvoll auf der andern zu sein, — darauf kommt es an.

Und nun mag der Leser freundlich hinnehmen, was ich ihm in den Cathedralenstädten Nordfrankreichs über die gewaltigen Schöpfungen des 13. und 14. Jahrhunderts zu sagen haben werde.

Reims.

Die Stirne meines Herren ist noch nicht
Gekrönt, das heilge Oel hat seine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Jungfrau von Orleans.

I.

Es war Mittag, als wir in Reims einfuhren. Ich schickte meine Sachen in den »Lion d'or« und schlenderte im Zickzack die Esplanade und die Straßen hinauf, um auf dem Wege ins Hôtel zugleich ein Bild der Stadt zu gewinnen.

Das Erste was ich sah, hatte wenig mit der alten Krönungsstadt zu thun; — es war ein württembergisches Jäger-Bataillon, das leichten und festen Schrittes, dabei deutsche Lieder singend (glücklicherweise nicht die »Wacht am Rhein«) von einem Uebungsmarsche heimkehrte. Die ganze Truppe, wie die württembergische Division überhaupt, machte einen brillanten Eindruck. Ich dachte an Tauberbischofsheim, wo sie uns

gegenübergestanden und fünf Mal, immer tapfer und immer vergeblich, gegen die dünnen Reihen unserer 55er angestürmt hatten, und die Frage beschlich mich wieder, die Frage, die ich alle diese Siegesjahre hindurch nicht los geworden bin: wo steckt es uns eigentlich? worin liegt diese in militairischen Dingen immer wieder und wieder bewiesene preußische Superiorität? Die Thatsache dieser Ueberlegenheit ist da, sie wird zugegeben von Freund und Feind, aber sie berührt mich immer wieder wie ein Mirakel. Offiziere haben mir dasselbe versichert. Die 66er »Zündnadel«-Erklärung ist längst hinfällig geworden und den berühmten »Schulmeister« werden wir am Ende gut thun, nun auch auf seinen Lorbern ruhen zu lassen. Es muß noch andres zur Geltung kommen. Es muß ein Zusammenwirken von Kräften da sein, das in seiner Totalität noch von Niemandem voll und ganz erfaßt worden ist.

Ich hatte ein halbes Dutzend Plätze und beinahe ebensoviele Statuen zu passiren, einen Colbert, einen Canonicus Godinot, einen Duc d'Erlon (Marschall Drouet) und traf ziemlich ermüdet auf dem Cathedralen-Platze ein, an dessen einer Ecke, wie ich erfahren hatte, sich mein Lion d'or befinden mußte. So war es auch. Die Introduktion ließ viel zu wünschen

übrig. Aus einer Flur-Ecke hervor sahen mich meine drei kleinen Gepäckstücke wehmüthig wie Waisenkinder an und der Hôtelier versicherte mir: alles sei besetzt. Meiner kummervollen Miene indeß bewilligte er schließlich »eine Matratze im Salon«. Ich muß übrigens gleich hier bemerken, daß dies »alles besetzt«, dem ich sechs Wochen lang, und zwar zeitweilig Tag um Tag begegnete, mich zuletzt kaum noch in Schrecken setzte. Es fand sich, mit wenigen Ausnahmen, immer etwas. Auch hier in Reims war mir noch eine freundliche Ueberraschung vorbehalten.

Ich nahm nun zunächst ein Spät-Dejeuner, machte so viel Toilette wie in einem Speise-Salon mit großen Fenstern und noch größeren Trumeaux, die alle Geheimnisse sechsmal wiedererzählten, überhaupt möglich war, und brach dann auf, um einige Zeilen auf die Post und mich selber ans Flaniren zu geben. Den Cathedralen-Besuch (immer eine herzhafte Arbeit) dachte ich bis auf den folgenden Tag zu verschieben. Es kam aber anders.

Ich war kaum aus dem Hôtel getreten und ließ mein Auge eben flüchtig über die große Westfaçade sammt ihren drei berühmten Portalen hinstreifen, als ein im tiefsten Baßton immer näher kommendes,

recitativisch-monotones Singen mich nach der Richtung hin blicken ließ, von wo das Singen kam. Es war ein Leichenzug, der aus einer der schmalen Seitenstraßen eben auf den Platz trat. Eine stattliche, ziemlich bunt gekleidete Gestalt, von der sich schwer bestimmen ließ, ob der einfache Portier, oder der Dom-Schweizer oder der Tambour-Major in ihr vorherrschte, schritt mit einem mächtigen Conciergen-Stock dem Zuge vorauf; dann kam der fungirende Priester, von zwei jüngeren Geistlichen begleitet, von denen der zur Linken schreitende eben jene Litaneien sang, die ich schon von fern her vernommen hatte. Nach den Geistlichen erschien der mit einer schwarzen Decke überdeckte Sarg! Vier Träger trugen ihn, nicht hoch auf der Schulter, sondern an zwei niedrig gehaltenen Tragstangen, so daß das Unterbrett des Sarges nur eben über den Boden hinglitt. Wenige Leidtragende folgten. Das große Portal stand offen, der Zug trat ein, und das Mittelschiff hinunterschreitend, stellten die Träger den Sarg an das Chorgitter, wo auf Candelabern vier Lichter brannten. Es war nur eine »kleine Leiche«. Die üblichen Ceremonien waren rasch beendigt; dann stellte sich der »Schweizer« in Front, die Träger griffen zu, und der Zug, unter erneutem Singen, verschwand

durch eine der Seitenthüren. Es war alles wie ein Bild.

Dieser Zwischenfall hatte meinen Nachmittagsplan umgeworfen. Wider Wunsch und Willen in die Cathedrale hineingerathen, beschloß ich jetzt, eine Stunde in ihr zu bleiben. Ich schritt von dem Chorgitter aus, wohin ich dem Zuge gefolgt war, wieder bis an das große Portal zurück, machte Kehrt und sah nun das Mittelschiff hinunter über den Hochaltar fort, bis in die dahintergelegene, den ganzen Bau nach Osten hin abschließende Kapelle hinein, deren großes Glasfenster, wie eine Juwelenwand, dunkelleuchtend vor mir stand. Die Wirkung war sehr bedeutend, magisch, ganz besonders dadurch, daß man nicht unmittelbar, sondern durch einen offenen Spitzbogen des hohen Chors (der nun wie ein vorgestelltes, einrahmendes Thor wirkte) auf dies, die ganze Mittelkirche beherrschende Fenster blickte. Der Umstand, daß ich selber in einem breiten, vom Portal her einfallenden Lichtstreifen stand, während die ganze übrige Kirche in einem grauen, nur hier und dort farbig durchblitzten Dämmer lag, steigerte die Wirkung des Ganzen.

Aber hiermit war auch der Zauber, den das Innere dieser vielberühmten Cathedrale auf mich aus-

übte, erschöpft. Es waren Licht- und Farbenwirkungen, die zum Theil in günstigen Zufälligkeiten ihren Grund hatten. Zu einer eigentlichen Schönheits-Bewunderung der inneren Struktur dieses Baues konnte ich es nicht bringen. Ich weiß, daß ich mich dadurch in Widerspruch mit einer allgemeinen Annahme setze, mit einer Annahme, die auch seitens der bedeutendsten Autoritäten getheilt wird. Aber ich muß es wagen.

Monsieur Violet-le-Duc beispielsweise, der große moderne Gothiker der Franzosen (etwa der Zwirner unserer transvogesischen Nachbarn) sagt in seinem Dictionnaire d'Architecture: »wenn wir uns eine Vorstellung davon machen wollen, wie eine Cathedrale des 13. Jahrhunderts, also jener Epoche, in der der Spitzbogen-Styl sein Erhabenstes leistete, concipirt wurde, so müssen wir nach Reims gehen; und wenn wir uns dann ferner eine Vorstellung davon machen wollen, wie das 13. Jahrhundert eine derart concipirte Cathedrale ausführte und vollendete, so müssen wir abermals nach Reims gehen. Nur die zwei Thurmspitzen in der Front und die Glockenthürme des Querschiffs haben wir uns hinzuzudenken.« Die Anerkennung dieses mächtigen Baues findet hier also

von Seiten einer allergrößten Autorität einen ganz uneingeschränkten Ausdruck. Es mag verdient sein. Mir persönlich indeß ist der innere Aufbau viel zu schwer und massig erschienen; ich gebe dem graziösen, palmenhaften Aufwachsen der Pfeiler-Avenuen, wie sie sich beispielsweise in den drei gothischen Kirchen von Rouen vorfinden, unbedingt den Vorzug. Hier in Reims geht das Schönheitliche im Königlichen, im Feierlichen und Imposanten unter. Auch was unter den restaurirenden Händen der Neuzeit geschehen ist: mattvergoldete Kapitäle und goldgestirnte blaue Deckengewölbe, es hat mich nicht begeistern können. Auch nach dieser Seite hin sind wir in unsern deutschen Domen glücklicher gewesen.

Der historische Glanz alles dessen, was hier geschah, sollte schließlich (so hofft' ich) einen poetischen Schönheitsschimmer um diese schweren Pfeilermassen ausgießen; — so schritt ich denn das Mittelschiff abermals hinauf, dem Hauptaltar entgegen, der seinerzeit mit Goldplatten bekleidet und mit einem schwebenden Tabernakel geschmückt war. Welches Sanctuarium dies! Die Stelle, wo alle Könige Frankreichs, von Philipp August (1179) bis auf Karl X. (1825) das heilige Salböl empfangen hatten. Nur drei Ausnah-

men: Heinrich IV., der in Chartres, Napoleon, der in Paris, Ludwig XVIII., der gar nicht gekrönt wurde. An diese Altarstufen war es auch, wohin Jeanne d'Arc den Dauphin führte. Ich finde über diesen einen Krönungstag, der alle andern in Schatten stellt, das Folgende:

Am 16. Juli 1479 erschien der König vor der Stadt; man empfing ihn und führte ihn in den erzbischöflichen Palast. Das Volk erhob den alten Freudenschrei: »Noël, Noël«, aber die Augen Aller waren auf die Jungfrau gerichtet. Am folgenden Tage sollte die Krönung stattfinden. Vier Würdenträger der Krone, die Marschälle von Boussac und von Rais, Sire Graville, Grandmaître der Arkebusiere, und Sire Culan, Admiral von Frankreich, stiegen zu Pferde, ließen ihre Banner im Winde flattern und ritten auf die alte Kirche St. Remy zu, um daselbst die heilige Ampulla*)

*) Diese »heilige Ampulla“ wurde, nach der Legende, 496 durch eine Taube vom Himmel gebracht, auf daß Chlodwig, der erste christliche König, gesalbt werden könne. Das Salböl dieser Ampulla war unversieglich. Während der Revolution wurde das Gefäß zerbrochen; doch ein Gläubiger rettete ein Bruchstück desselben und händigte es, in den Tagen der Restauration, dem Erzbischof von Reims ein. In diesem Bruchstück fand sich angeblich noch ein Rest Salböl vor, das nun in eine neue Ampulla gebracht und bei der oben erwähnten Krönung Karls X. zu dessen Salbung gebraucht wurde.

(la sainte ampoule) zu holen, die in dieser ältesten Kirche von Reims aufbewahrt wird. Sie empfingen die Salböls-Phiole, leisteten dem Abt den Eid, dieselbe sicher wieder zurückzubringen, und ritten nunmehr auf die Sankt Dionysius-Kirche zu, wo der Erzbischof, an der Spitze des Kapitels, bereits ihrer wartete und die sainte ampoule aus ihren Händen nahm, um sie nun seinerseits zu tragen und auf den großen Altar der Notre-Dame-Kirche niederzustellen. An den Stufen des Altars stand bereits der König. Zwölf Pairs des Reichs sollten ihn umgeben; da die Zeitverhältnisse es aber nicht gestattet hatten, jene zwölf, die ihrem Range nach zugegen sein mußten, an dieser Stelle zu vereinigen, so traten die vornehmsten unter den anwesenden weltlichen und geistlichen Herren für jene Abwesenden ein; — für den Herzog von Burgund, der auf Seiten Englands stand, der Herzog von Alençon. Der Erzbischof functionirte. Sire d'Albret hielt den Degen. Zu Seiten des Königs, ihr Banner in der Hand, stand die Jungfrau. Als die Ceremonie vorüber war, als der Herzog von Alençon den König zum Ritter geschlagen und der Erzbischof ihn gesalbt und gekrönt hatte, warf sich die Jungfrau zu Füßen Karls VII., umklammerte seine Knie und rief unter Thränen: »Gnä-

digster König, nun ist der Wille Gottes erfüllt, der gewollt hat, daß Du gen Reims zögest, um die Krone zu empfangen, auf daß alle Welt sähe, daß Du der wahre König bist.« Sie weinte, als sie diese Worte sprach, und alle Umstehenden weinten mit ihr.

Die Stelle, an der sich dies Alles vollzog, ist geblieben, aber ein paar umherliegende Grabsteine und die mächtigen, das Gewölbedach tragenden Pfeiler abgerechnet, die nach wie vor hier aufragen, hat sich Alles gerade hier verändert. Vor Allem der Altar selbst. Ich weiß nicht, ob er das große Feuer von 1481 überstand, das ihm zu Häupten, um den großen Glockenthurm herum, ausbrach und solche Gewalt hatte, daß das ganze Bleidach und das Erz von wenigstens 15 Glocken wie ein Regenstrom in die Kirche niederstürzte, — jedenfalls machte der wechselnde Geschmack der Zeiten der alten Herrlichkeit ein Ende und eine Art Roccoco-Altar trat in den Tagen Louis XV. (1747) an die Stelle dessen, was sich bis dahin, sei es intakt, sei es zerbröckelt, durch die Jahrhunderte hin erhalten hatte. Diese Neu-Schöpfung ist nicht ohne künstlerischen Werth; Candelaber und Marmorstatuen von jener glänzenden Technik, wie sie den Meistern des vorigen Jahrhunderts zu Gebote stand, ragen auf; aber zweierlei

fehlt diesen Gestaltungen: die Harmonie mit der architektonischen Gesammtheit des Baues und — der historische Reiz.

Dieser historische Reiz, dessen Schönheit hier verklärend wirken, das Schöne noch schöner, das Massive leichter, das Schwere graziöser gestalten sollte, dieser Reiz, sage ich, läßt einen, ähnlich wie am Altare, so in der ganzen Cathedrale im Stich. Man erfährt nur: »Dies geschah hier«, aber man sieht nichts, woran unsere Vorstellung sich anlehnen, nichts, was unsere Phantasie unterstützen könnte. Die Kirche ist kahl, Bilder und Denkmäler fehlen, das Wenige, was davon da ist, berührt nicht die wirklich großen Momente im Leben des Landes oder dieser Stadt. So verläßt man die vielberühmte Cathedrale schließlich bis zu einem gewissen Grade enttäuscht.

Es war um die fünfte Stunde, als ich wieder ins Freie trat; die frische Brise, die über den Platz wehte, that mir wohl. Ich schritt auf eine der schmalen Gassen zu, die auf den Platz münden, entsann mich meines Briefes, der immer noch der Expedirung harrte und fragte einen vorübergehenden Soldaten nach der Post. Es war ein Schlesier, der hier bei einer Trainkolonne stand. Er versprach gutmüthig, mir den

Weg zu zeigen; so schritten wir plaudernd neben einander her. Vor dem Thorweg des Postgebäudes blieb er stehen, sah mich pfiffig an und sagte dann:

Nu, Se sprechen ooch ganz gutt deitsch.

Na, so so.

Gelt, Se sein wull a Luxenburger?

Damit schieden wir. Im Hineinschreiten dachte ich: so wird einem also von Volkswegen das »reine Deutsch« quittirt.

Reims.

Wenn die Bögen und Nischen in Schatten stehn,
Die Ecken und Pfeiler wie Silber sehn,
Bei Mondenschein
Tritt ein,
Und du wirst des Zaubers sicher sein.

Walter Scott.

* * *

Und dieser,
Der sich den »Guten« schelten läßt, verkauft
Sein Vaterland. Gleichwohl
Ist auch das dritte Wort Gerechtigkeit.

Königin Isabeau.

II.

Der Brief war abgegeben. Ich erneute nun meine Zickzackmärsche durch die Stadt, kaufte Photographien (eine Mode, die man mitmacht, wiewohl sie zu den schlechtesten zählt), las das Petit Journal in drei verschiedenen Cafés und kehrte heim.

Es war 9 Uhr als ich die Cathedrale wieder vor mir sah; von der Hauptwache her klangen die württembergischen Jägerhörner, und das Mondlicht lag wie Schnee über den Platz hin. So kam ich bis an die Ecke meines Hôtels. Ich folgte den langgezogenen, jetzt im Echo verklingenden Tönen des Horns, dann sah ich aufwärts, um den Lichtquell zu finden, der

diesen weißen Schimmer über den Platz hin ausgoß. Ich brauchte nicht lange zu suchen. Da stand die Mondscheibe links neben dem linken Thurm, und meine Vormittagsbetrachtungen erschienen mir nun als baare Ketzerei. Zwischen den Fensterstäben stand es jetzt wie silberne Lichtmassen, nichts von Oede und Kahlheit mehr, Alles schlank, phantastisch; — wie aus einer Märchenwelt trat ich in die prosaische Welt des Hôtelhofes ein.

Aber auch hier hatte sich's inzwischen zu meinen Gunsten geändert; ich wurde mit der Zusicherung empfangen, daß sich ein Zimmer gefunden habe. Ich dankte, stieg treppauf, und eine Stunde später träumte ich bereits von blauem Grund und goldenen Sternen, die bald aus dem Himmels-, bald aus dem Cathedralengewölbe auf mich herniederzublicken schienen.

Früh war ich auf; das große breite Fenster meines Zimmers ging auf den Hof hinaus; ich öffnete und that einen frischen Morgenzug. Das war hier möglich. In Hôtelhöfe hinunter zu blicken, ist meist gefährlich; ich entsinne mich solchen Frühmorgenblicks im Hôtel du Louvre; ich konnte ihn acht Tage lang nicht verwinden und hinter jeder reichbesetzten Tafel stand dieser Morgenhof wie ein Gespenst; — hier aber

war es anders. Es war kein Küchenhof; Schuppen und Remisen faßten ihn ein, die eine Wand stand ganz in Epheu und inmitten des Hofes ragte eine kostbare Platane auf, an deren weitem Gezweige eben das erste Grün sproßte.

Ich rüstete mich; noch allerhand blieb zu sehen. Da lag sie zunächst wieder, die schöne Unvermeidliche — die Cathedrale, jetzt vom Frühlicht umflossen. Es war nicht der volle Zauber vom Abend vorher, aber doch auch ein Zauber. Ein breiter Streifen reflektirten Lichtes fiel auf die drei Portale, die sich dadurch von dem im Schatten bleibenden Rest der Façade abtrennten. Es war nicht möglich theilnahmlos an ihnen vorüberzugehen. Der enorme Detail-Reichthum dieser vielberühmten Front sprach immer lebendiger zu mir und die günstige, allen Theilen zu ihrem Recht verhelfende Beleuchtung ließ mich erst jetzt erkennen, daß es sich hier nicht blos um einen überreich gegliederten Portalschmuck, sondern um einen riesenhaften Gesammt-Fries der ganzen Front handelte, in dem die drei großen Portale nur selbst wieder integrirende Theile waren. Ja der produktive Drang jener Epoche hatte sich auch daran noch nicht genug sein lassen; dieser Façadenschmuck wuchs noch nach

links und rechts hin um beide Ecken herum, etwa (um der Trivialwelt einen Vergleich zu entnehmen) als habe man einen figurenreichen Bilderstreifen an die Front eines Kastens zu kleben gehabt, habe aber, weil der Streifen eben länger war als nöthig, ihn, so weit er reichte, noch seitwärts geklappt. Es giebt nichts, was einem die Schaffenslust und Fülle jener Jahrhunderte so veranschaulichen könnte, wie dieser über Ziel und Aufgabe hinauswachsende Ueberschuß. Mitunter sprechen auch Zahlen. Es gehören dieser Façade 2062 Figuren an, von denen 1274 die menschliche Gestalt, 788 die der verschiedensten Thiere darstellen.

Wie in Epernay so in Reims, — nichts erinnert daran, daß die Rebe der Champagne vor den Thoren wächst. Flanell- und Strumpfwaaren, Säcke und Ballen auf jedem Hof; wie ein ewiger Wollmarkt blicken die Straßen. Vergebens hält das Auge nach Dingen Umschau, die auch nur entfernt an die silberblanken Häupter der Familie Cliquot erinnerten. Nur an einer Stelle begegnete ich diesem Namen und zwar da, wo ich ihn am wenigsten zu finden erwartet hatte: auf dem großen Denkmale Louis XV.

Diesem Denkmal, das sich auf dem vornehmsten Platze der Stadt, auf dem Place royale, erhebt,

galt nun mein letzter Besuch. Es wurde, wie eine Inschrift auf der Rückseite mich belehrte, im Jahre 1765 von Bürgern der Stadt, darunter auch eben jener Cliquot, errichtet und im Jahre 1818 wiederhergestellt (rétabli). Ich schließe daraus, daß es 1793, wo Menschen und Denkmäler um die Wette hingeopfert wurden, der Wuth der Reimser Populace zum Opfer fiel.

Das Denkmal selbst — voll jener technischen Meisterschaft, die den meisten französischen Skulpturwerken jener Epoche eigen ist — stellt den König als Imperator dar; zwei symbolische Gestalten schmücken den Sockel, von denen die eine (wahrscheinlich la marchandise) einem Löwen die Stirnlocke kraut, zum Zeichen besten Einvernehmens zwischen Nährstand und Wehrstand, oder wie wir heute uns ausdrücken würden »zwischen Civil und Militair«.

Kein Zweifel, das lebensvoll Portraithafte des Standbildes ist von großer Wirkung; nichtsdestoweniger interessiren uns, die wir an dasselbe herantreten, mehr seine großen Front-Inschriften, als seine künstlerische Vollendung. In der Blüthezeit der Pompadour, sieben Jahre nach der Schlacht bei Roßbach (der Bastille und der lettres de cachet ganz zu ge-

schweigen) leisteten die guten Bürger von Reims das Folgende:

De l'amour des Français éternel monument
Instruisez à jamais la terre
Que Louis dans nos murs jura d'être leur père,
Et fut fidèle à son serment.

Also in freier Uebersetzung etwa:

»Unsrer Liebe Denkmal, in Erz und Stein
Erzähl' es den Jungen und Alten,
Daß Louis schwur unser Vater zu sein,
Und daß er den Schwur gehalten.«

Darunter dann:

A Louis XV.
Le meilleur des Rois,
Qui par la douceur de Son gouvernement
Fait le bonheur des Peuples.

So die Inschriften. Als ich eben diese letzten Worte in mein Notizbuch schrieb, trat ein wohlbeleibter Bourgeois an mich heran, grüßte, zeigte mit seiner großen Hand auf das Königsbild und sagte dann, wie um ihn mir vorzustellen: »Louis quinze«! Ich nickte, wies auf die drittletzte Zeile und setzte hinzu: »le meilleur des Rois«.

Er verstand mich und erwiederte nur: »Ah bah!«

Es lag eine ganze Welt von Verachtung in diesen zwei Sylben. Aber wer bürgt dafür, daß er

nicht Ehrenpforten baut, wenn Henri quint je an dieser Stelle seinen Einzug hält.

In Frankreich hat Alles seinen Cours verloren und das »Noël, Noël«! das den Einzug der Könige begleitete und dies »Ah bah«, sie wiegen gleich schwer und gleich leicht in der Wage.

Ein Schreck.

Whither wilt thou lead me? speak,
I'll go no further.
Hamlet.

Wenige Stunden nach dieser Begegnung lag Reims hinter mir. Im Coupé war Plaudern und Lachen; keine Ahnung beschlich mich, daß ich einem Abenteuer entgegenfuhr, und zwar just einem solchen, vor dem ich mich zu hüten und zu bewahren am meisten beflissen war.

Jeder Leser, der die erste Strophe von »Hektors Abschied« noch leidlich in Erinnerung hat, wird nicht überrascht sein zu erfahren, daß ich einigermaßen schwer losgekommen war und daß ich mit aller aufbringbaren Feierlichkeit zugesagt hatte, mich jeder harmloseren Betrachtung der Dinge dieser Welt, oder minder euphemistisch ausgedrückt, meines üblichen Leichtsinnes zu entschlagen. Ich war geradezu auf den Satz hin eingeschworen worden, daß »Vorsicht des Muthes besserer Theil« sei, ein Schwur, mit dessen Hülfe ich die bis

dahin geleisteten drei Eide meines Lebens: Confirmation, Fahne und Trauung, bis auf vier gebracht hatte. Ich war auch in der That (weil es mit der Schwachheit der menschlichen Natur diesmal glücklich zusammenfiel) des allerbesten Willens, diesen Eid zu halten, und hatte meinen ganzen Reiseplan unter Zugrundelegung dieser feierlichen Zusagen aufgebaut. Der Leser selbst möge urtheilen. Mein nächstes Reiseziel war St. Denis. Aus bloßer Vorsicht, nur um nicht etwa aus Versehen in Paris und die Commune hineinzufahren, hatte ich bei Epernay die große Westlinie aufgegeben und hoffte nunmehr auf einem nördlichen Umwege, der, wie ich mir einbildete, ein leichteres Controlliren aller Stationen gestattete, in vorsichtigen Etappen besagtes St. Denis erreichen zu können. Der Plan war gut. Aber die besten Pläne können in Gefahr kommen zu scheitern.

Meine Reiseroute ging über Soissons, Senlis, Creil; Spätnachmittags hoffte ich am Ziele zu sein. Alles versprach einen heitren Tag. Selbst die halbstündigen Aufenthalte an den genannten Stationen waren mir willkommen; ich hatte kein Interesse an allem nur vorüberzufliegen.

Etwa um 2 Uhr war ich in Soissons. Von

einem großen Quadersteine aus, der neben dem Stationsgebäude lag, sah ich nach der Stadt hinüber, deren nicht in Form aber an Masse ungleich geartete zwei Cathedralen-Thürme mich an Zwillingsbrüder erinnerten, von denen der eine dick geworden, der andre aber dünn geblieben ist. Die Festungswälle, die den 24-Pfündern des Großherzogs von Mecklenburg nicht lange widerstanden hatten, glichen, soviel ich wahrnehmen konnte, denen von Toul.

Auf dem Perron wuchs inzwischen das Leben; Württemberger, Sachsen, Garde-Grenadiere standen in Gruppen, plauderten oder schritten auf und ab; es war hier die Stelle, wo die Rayons dieser drei Truppentheile zusammenstießen. An einem kleinen Rundtisch saß ein sächsischer Gefreiter beim »Töppchen«; ich setzte mich zu ihm. Wie immer seine Landsleute, lenkte er das Gespräch auf Politica hinüber. Ein Sachse beschäftigt sich gern mit dem Größten. Wir sprachen von Commune, moralischer Verwilderung, Paris; zuletzt (von Paris nur ein Schritt) von Leipzig. Nun ging ihm das Herz auf. Er glaubte mir einen Blick in sein Inneres gestatten zu dürfen.

Hären Se, so raunte er mir vertraulich zu, ich gloob Se der ganze Krieg war nich nöthig.

Nicht nöthig? Aber ich bitte Sie ....

Hären Se, globen Se mir, es liegt diefer. Wer kennt die Pollitik so genau.

Dabei hob er den Zeigefinger. Ich sah sofort in Abgründe, gab ihm also in allem Recht und lenkte das Gespräch auf die alten Zeiten des Großen und Kleinen Kuchengartens, über die mir eine tiefere Meinungsverschiedenheit nicht wohl möglich schien.

Die halbe Stunde in Soissons war um; ich verlor meinen Sachsen aus dem Gesicht und kletterte in ein Coupé, drin ich ein halbes Dutzend Freiwillige vom Regiment Elisabeth vorfand, ächte Schlesier, heiter, gesprächig, kritisch, aber doch von jener harmlosen Besserwisserei, die mit sich handeln läßt. Sie erzählten von Le Bourget am 21. Dezember. Der eine war bei dem Kirchhofskampfe zugegen gewesen, wo ein Zug der 1. Compagnie unter Fähnrich v. Brixen sich so tapfer gegen den Angriff der Marinesoldaten gehalten hatte. Sie, die Elisabethaner, lagen jetzt in und bei Crespy, halben Wegs zwischen Soissons und Senlis; unsre Zusammenfahrt mußte also rasch zu Ende gehn. Wir schieden unter gegenseitigen guten Wünschen, und der Zug rasselte weiter auf Senlis zu.

So dacht' ich wenigstens.

In das leergewordene Coupé war nur ein einziger Herr eingestiegen, ein Franzose von mittleren Jahren. Er setzte sich mir gegenüber. Seine Züge waren nicht derart, daß sie mir Vertrauen auf eine Conversation eingeflößt hätten. So schwiegen wir denn und sahen krampfhaft in eine Landschaft hinein, die weder ihn noch mich interessirte. Nur nach rechts hin suchte ich dann und wann wirklich etwas mit dem Auge, nämlich den Cathedralen-Thurm von Senlis. Er kam aber nicht.

Statt dessen kam eine kleine Station: Ormoy-Villers. Es standen keine fünf Menschen in der Halle; was mir indessen weit mehr auffiel, war die Abwesenheit eines preußischen Wachtpostens. Bis dahin, von Straßburg an, war ich noch an keiner Station vorübergekommen, wo mich nicht eine Pickelhaube oder ein württembergisches Käppi begrüßt hätte. Ich schob den Verdacht aber wieder bei Seite. »Ormoy-Villers ist zu klein«. So tröstete ich mich, und weiter ging es.

Ich lugte wieder aus nach den Thürmen von Senlis.

Die nächste Station war Nanteuil-le-Haudouin. Wieder nur ein paar Blaukittel, wieder keine Preußen.

Um alles lag jene eigenthümliche Stille, wie sie, mir noch sehr wohl erinnerlich, um Domremy gelegen hatte. Mir wurde schwül; der Zug setzte sich wieder in Bewegung; die Thürme von Senlis kamen immer noch nicht. Eine wirkliche Angst überfiel mich jetzt und wuchs von Minute zu Minute. Noth kennt kein Gebot. Der Moment war jetzt da, wo ich mich, wohl oder übel, mit einer Frage an mein vis-à-vis wenden mußte.

Ist es noch weit bis Senlis, mein Herr?

Bis Senlis?

Ja.

Da haben Sie versäumt in Crespy zu wechseln. Dort theilt sich die Linie. Dies ist nicht die Linie von Senlis.

Welche denn?

Die Linie von Paris.

Und die nächste Station?

Belleville.

Wie mir das im Ohre klang! Ich bin im Allgemeinen keine größere »Bang Büx« als andre Leute, wenigstens weis' ich meiner Courage vorläufig diesen Durchschnitts-Standpunkt an. In diesem Augenblick aber war es mit dem mir gewordenen Muthes-Quantum

total vorbei und das Herz stand mir still. Tod, Gefangenschaft, lächerlichste Blamage starrten mich an, und alles Widerwärtige, das ich während meiner ersten Gefangenschaft erlitten und, ich darf es wohl sagen, damals mit einem gewissen Humor ertragen hatte, es nahm jetzt eine grauenelhafte immer wachsende Gestalt an, eine Riesenhand fuhr in mich hinein und drehte mir, als würde rechtsum kommandirt, das Hirn im Kopfe herum. Ich bin mir dieses Gefühles noch jetzt ganz genau bewußt. Nur mit Mühe brachte ich endlich die Frage heraus:

Und wie weit haben wir noch bis Paris?

Zwanzig Kilometer.

Er lächelte leise. Meine Erregung konnte ihm nicht entgangen sein.

Dritthalb Meilen. Es war mir nun gewiß, daß es sich hier um ein andres Belleville als das gefürchtete handeln müsse, und diese Gewißheit (wenn er mich nicht spöttisch hinter's Licht geführt hatte) gab mir insoweit meine Contenance wieder, daß ich Gedanken fassen und einen Plan machen konnte. Ich präparirte mich rasch auf jede mögliche Eventualität und war schnell entschlossen, wenn es doch, gegen Erwarten, in das eigentliche Belleville hineingehen sollte, ohne

Weiteres nach »Monsieur Assy« zu fragen, und diesem meine Lage zu schildern. Wie ich gerade auf Assy kam, weiß ich nicht mehr. Vielleicht schloß mir eine innere Räthselstimme schon damals das übrigens neuerdings wieder in Frage gekommene Geheimniß auf, daß er eigentlich ein Deutscher und der Sohn des Tambourmajors Aßmann aus Bremen sei. Das Beste blieb jedenfalls, daß mir die Anwendung des Mittels erspart blieb. Solch Appell an die Großmuth glückt nicht immer.

Kaum daß ich mit dem Entschlusse eines solchen Appells fertig war, so hielt auch schon der Zug. »Plessis-Belleville« — so stand am Bahnhofs-Gebäude. Ich öffnete, faßte mein Gepäck, empfahl mich und sprang hinaus. Eine halbe Minute später glitt die Wagenreihe weiter auf Paris zu.

Da stand ich nun, zunächst geborgen; aber es war doch nur die halbe Sicherheit einer offenen Rhede, nicht der ganze Schutz eines geschlossenen Hafens. Ich fühlte mich keineswegs à mon aise. Es war ganz ersichtlich, daß ich mich auf einem von preußischen Truppen unbesetzten Terrain befand; der Stationsbeamte musterte mich und ein halbes Dutzend Arbeiter, die bei einem Fundamentbau beschäftigt waren, stützten

sich auf ihre Pickäxte und Grabscheite, sahen zu mir herüber und schienen sich unter einander zu fragen: was will der hier? Ich erwartete, sie en bataillon anrücken und das Kreuzverhör beginnen zu sehn.

Aber sie kamen nicht, nahmen vielmehr (muthmaßlich ohne die geringste Vorstellung von der Sorge, die sie mir einflößten) ihre Arbeit wieder auf und ließen mich unbehelligt den Fliesengang auf- und abschreiten, der die Grenzlinie zwischen dem Perron und dem Bahneinschnitt machte.

So promenirte ich drei und eine halbe Stunde. Sehnsüchtiger als nach den Thürmen von Senlis sah ich jetzt nach dem von Paris her erwarteten Zuge aus, der, von Westen her, immer noch nicht kommen wollte. Endlich ein Signalpfiff und gleich darauf ein grauer Rauch, den der Schein der niedergehenden Sonne vergoldete. Das war ein gutes Zeichen. Das goldne Wölkchen erschien mir als wäre es das Glück selber.

Drei Minuten später glitt ich den Weg zurück, den ich gekommen war. Erst Nanteuil, dann Ormoy-Villers, dann Crespy. Mit welchen Empfindungen sah ich hier die ersten Helmspitzen wieder!

Es störte mich wenig, daß an die Stelle eines Nachtquartiers in St. Denis ein Nachtquartier in

Crespy treten mußte, einem Landstädtchen, an dem der Namens-Anklang das Beste war. Ein Grenadier nahm mein Gepäck und ich schritt alsbald durch das Thor, so gehobenen Herzens, als ob ich statt des Tages von Crespy meinen »Tag von Cressy« gehabt hätte.

Ein Wiedersehn.

Grützmacher,
Will er wol,
Rechten, Linken,
Speck und Schinken.
— Soldatenreim.

Crespy, nach den bedrücklichen Stunden, die ich eben durchlebt, machte einen überaus freundlichen Eindruck auf mich. Ein Hofzimmer im Café de Paris, durch dessen Steinfliesen der Dunst des unmittelbar darunter gelegenen Pferdestalles aufstieg, hätte mich unter andern Umständen vielleicht weniger befriedigt, in diesem Augenblicke aber erschien mir alles in einem rosigen Schimmer, und die Holzbalkone, die alle Etagen des Hofes umzogen, gaben dem Ganzen etwas Phantastisch-märchenhaftes, das mich geradezu entzückte.

Ich schlief ungewiegt, nahm am andern Morgen »a rather substantial breakfast« und pilgerte wieder langsam nach dem Bahnhof hinaus, um den nächsten Zug abzuwarten.

Den nächsten Zug; — er ging Abends um 6.

Jetzt war es 10 Uhr; also noch 8 Stunden. Mein faux pas vom Tage vorher sollte mir, so schien es, noch nachträglich theuer zu stehn kommen. Was machen? wie die Zeit hintödten? Ich fing an auf und ab zu marschiren, zeichnete den Thurm von Crespy sammt einer alten Windmühle in mein Notizbuch, schrieb einen Bleistiftbrief, während ich einen andern noch in der Tasche hatte, und klappte meine Spezial-Karte zum wenigstens siebenten Male mechanisch auf und zu, — da endlich schlug es 12; zwei Stunden waren herum.

Ich hatte inzwischen, vielleicht nur um mich geistig zu beschäftigen, meinen Reiseplan geändert. Bis Creil, 4 Meilen hinter dem ersehnten Senlis, sollte alles beim Alten bleiben; von Creil aus aber, diesem vielgenannten Vereinigungspunkt aller nur möglichen Bahnen, hatt' ich nunmehr vor, statt südlich auf St. Denis, lieber westlich bis Mouy zu gehn, einem kleinen Städtchen in der Nähe der Oise, halben Wegs zwischen Creil und Beauvais. Dort stand mein Sohn.

Dieser neue Plan war kaum gefaßt, als er auch schon seine besondere Gutheißung erhalten zu sollen schien. Der Bahnhofs-Inspektor trat an mich heran und theilte mir mit, daß in 10 Minuten ein »train de marchandises« abgehen werde; er habe nichts da-

gegen, wenn ich etwa gewillt sei, diesen Zug zu benutzen. Ich acceptirte dankbarst.

Der »train de marchandises« war natürlich, was sein Name versprach; mit Rücksicht auf einige Lazareth- und Verpflegungs-Beamte aber, die nach Senlis hinüber wollten, war zwischen Maschine und Güterzug einer jener »Salonwagen« eingeschoben worden, die auf deutschen Bahnen die Inschrift tragen: 30 Mann oder 6 Pferde. Ich kletterte hinauf und fand auf Bündeln gepreßten Heues eine kleine Gesellschaft preußischer Landsleute vor: einen Stabsarzt, zwei Intendantur-Beamte und drei oder vier Lazareth-Gehülfen. Ich bot einen »Guten Tag« und habe nicht mehr gegenwärtig, ob dieser Gruß erwiedert wurde. Wahrscheinlich nicht. Der Zug setzte sich in Bewegung; die vorgenannten Herren waren in ziemlich eifrigem Gespräch und kamen dahin überein, daß die leichten Feldlazarethe eigentlich gar nichts und die Reserve-Lazarethe alles gethan hätten, ein kühner Satz, aus dem der geneigte Leser nur Eines mit Sicherheit entnehmen kann, die Thatsache nämlich, daß sämmtliche Anwesende einem Reserve-Lazareth angehörten.

Ich stand mitten unter ihnen, war in gewissem Sinne ihr Gast; ihret- und nicht meinetwegen war

dieser Extrawagen eingeschoben worden. Ich hielt es deshalb, wiewohl ich im Allgemeinen ein abgeschworner Feind der öden und nichtssagenden Vorstellerei bin, in diesem Falle doch für schicklich, mich bei dem ersichtlichen Chef der Gesellschaft zu introduciren und trat an den eben von seinem Heubündel aufgestandenen Stabsarzt mit der berühmten Redewendung heran: »Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen«. Zugleich überreichte ich dem Angeredeten meine Karte, da mein Name (wenn man ihn nicht schon vorher kannte) jedesmal das Schicksal hat, nicht verstanden zu werden. Der Angeredete, ein junger Herr von höchstens 28 Jahren, las die Karte, kniffte sie zusammen und steckte sie in die linke Westentasche. Dann nahm er von einem der Bündel ein etwas angefettetes Papierconvolut, fing an es aufzuwickeln und fragte haltungsvoll und mit der Ruhe eines Lord-Oberrichters:

Wie weit wollen Sie?

Bis Mouy.

Ah!

An dieser Stelle unsrer Unterhaltung war er mit dem Aufwickelungsprozeß fertig und biß ohne Weiteres in eine Buttersemmel ein. Ich habe eine hohe Vor-

stellung von der Heiligkeit der Mahlzeiten; gleich nach dem schlafenden kommt der essende Mensch. Ich verbeugte mich also und trat wieder an den halboffenen Thorflügel des Waggons zurück, zugleich in leise Betrachtungen versunken über die Politesse deutscher Nation.

Um 1½ war ich in Creil, wo ich Franz-Grenadiere auf dem großen und doch dichtbesetzten Bahnhof begrüßte; eine Stunde später glitt der Zug langsam an den Stellscheiben und Güterschuppen von Mouy vorbei.

Unmittelbar vor dem Stationsgebäude durchschneidet eine Chaussee den Bahndamm und auf eben dieser Chaussee, keine 30 Schritt von mir entfernt, hielt eine Compagnie mit rothen Achselklappen und wohlzuerkennender Nummer, in Front derselben zwei junge Offiziere, einer davon — mein Sohn. Als einen jungen Kriegsschul-Fähnrich hatt' ich ihn vor kaum Jahresfrist zum letzten Mal gesehn, nun stand er da »in all the pride of war«, Toul und Beaumont und die langen Kanonadentage von Deuil und Montmorency glücklich hinter sich. Es berührte mich doch ganz eigenthümlich.

Der Zug hielt; ich sprang hinaus, warf Plaid und Reisetasche in eine Ecke und eilte dem Soldaten-

trupp nach, der inzwischen die Eisenbahn passirt und einen jenseits beginnenden Feldweg betreten hatte. Ich vermuthete einen Uebungsmarsch, und hatte vor, mich unterwegs wie von ungefähr anzuschlängeln; aber die Compagnie war noch keine 300 Schritt marschirt, als sie, nach links hin, auf eine prächtige, an den Rändern hochbossirte Wiese einschwenkte, um hier ihre Nachmittags-Exercitien zu machen.

Das kam mir ungelegen. Ich setzte mich nun, als Zuschauer, auf den geböschten Wiesenrand, zog den Hut in die Stirne und verfolgte das Schließen und Einrichten der Glieder mit dem Interesse und der Kennerschaft eines alten Unteroffiziers des später historisch gewordenen Bataillons v. Gaudy. Die Ruhe meines Gemüths hatt' ich völlig wiedergewonnen.

Eine andre Unruhe kam aber. Die kleine Colonne rückte meinem Amphitheater-Platz immer näher; es war eigentlich nur noch eines Zimmers Breite zwischen mir und ihm, — er mußte mich erkennen. Und diese Verlegenheit wollt' ich uns beiden ersparen. Zugleich fesselte mich aber die Situation; ich beschloß also zu bleiben, jedoch unter Anwendung aller nur möglichen Vorsichtsmaßregeln. Ich machte deshalb, ohne mich zu erheben, in liegender Stellung Kehrt, preßte mein

Gesicht in den schönen, frischen Rasen und konnte mich nun erst mit völliger Ruhe der Poesie dieses Momentes, seinem sentimentalen und seinem humoristischen Gehalte, hingeben. Wie gut kannt' ich diese Stimme! etwas Schnauzbärtiges, das ihr, trotz der Abwesenheit dessen, was diesem Worte zur Voraussetzung dient, immer eigen gewesen war, es kam hier zu vorzüglicher Geltung. Einer, an den sich diese Stimme am meisten richtete, weckte meine besondre Theilnahme. »Lohmeier, das is ja gar kein Exerciren nich«, »Lohmeier, Sie fallen wieder vor«. Da lag ich und dankte Gott im Stillen, daß ich nicht Lohmeier war.

So vergingen die Minuten in still-freudiger Erregung; ich wurd' es nicht müde und hätte halbe Stunden lang so liegen und lauschen und träumen können, wenn ich nicht — nicht mit dem Auge, wohl aber mit dem Gefühl — ein höchst bedrohliches Gewitter immer näher hätte herauf ziehen sehn. Der Hauptmann nämlich, der zu Pferde war, fing an, um seine Compagnie herum, immer weitere Kreise zu ziehen, so daß das Getrappel seines prächtigen Rappen, bei jeder neuen Curve, die er beschrieb, mir immer näher zu kommen schien. In wachsender Unruhe raunte ich mir zu: »er nimmt dich für einen Franzosen, nimmt

diese konsequente Rückenzeigung als feindselig-nationale Demonstration« und wie ein Gespenst (is this a dagger which I see before me) trat die flache Säbelklinge bereits vor mich hin. So wünschte ich doch auch nicht an dieser Stelle introducirt zu werden; ich schob mich also zunächst die Dossirung etwas höher hinauf, sprang dann auf, wickelte mich slowakenartig in meinen Ueberzieher und trottete von dannen.

Nur wo der Weg ein Knie machte, drehte ich mich, im Schutz einer Gartenmauer, noch einmal um, und sah wieder nach dem grünen Exercirplatz hinüber. Es war alles beim Alten. »Lohmeier, mehr links!«

Ich schlenderte in die Stadt hinein, suchte und fand ein Hôtel und bezog 4 Treppen hoch eine Kellner-Mansardenstube. Als ich eben mein Stück Windsor-soap, nach redlich gethaner Arbeit, wieder in die Blechbüchse thun wollte, klang der ungenirte Tritt eines Siegers die Treppe herauf.

Der Rest ist Schweigen.

Mouchy. Liancourt.

Es steigt ein Schloß aus hellen
Und dunklen Waldeswellen
Mit Zwingern und mit Kerkern,
Mit Zinnen und mit Erkern;
Der Epheu rankt um Thurm und Thor
Zum luftgen Söllerdach empor.

W. Hertz.
(Hugdietrichs Brautfahrt.)

Der superiore Reichthum des unseren Waffen unterlegenen Frankreichs ist unserer siegreichen Armee in nichts so immer wieder und wieder entgegen getreten, als in der Solidität der Betten, in dem Bilderschmuck der Kirchen und in der Anzahl der über das ganze Land hin verbreiteten Schlösser. Es wird an dieser letzteren Thatsache dadurch nichts geändert, daß man mit der Bezeichnung »Schloß« allerdings etwas freigebig umgeht. Denn wenn auch Hunderte und Tausende von diesen châteaux gestrichen werden, so bleibt doch immer noch ein durch Zahl und Schönheit frappirender Rest.

Wo diese Schlössersaat am dichtesten gesäet ist, ist schwer zu entscheiden, wahrscheinlich an der Loire; aber auch die Oise-Ufer zählen mit zu den besten Gegenden.

So beispielsweise die Umgebung von Mouy. Da ist Compiegne, da ist das entzückende Pierrefonds, da sind Mouchy und Liancourt. Die beiden letzteren, während ich an jenen nur vorüberfuhr, lernte ich kennen.

Mouchy ist etwa eine Stunde Wegs von Mouy. Es bildete wie Pierrefonds einen Wallfahrtsort der an den benachbarten Eisenbahnlinien in Quartier liegenden Offiziere. »Nichts schöner wie Mouchy.« So ließ auch ich mich zu einem Besuche bereden, weil es bekanntlich schwer, ja ich möchte sagen gesellschaftlich unzulässig ist, einem wiederholten »aber das müssen Sie sehen« auf die Dauer Widerstand zu leisten. Die Ansprüche eines alten Touristen sind aber, ich will nicht sagen höher gespannte, doch jedenfalls total andere wie die anderer Reisenden. Uebung und Erfahrung bilden zuletzt einen eigenen Codex von Dingen aus, die gesehen und nicht gesehen werden müssen. Ich meinerseits bin längst soweit, mehr auf das unbekannte Kleine, als auf die besternpunkteten Unerläßlichkeiten Bädekers zu achten. Selbstverständlich kommen Ausnahmen vor.

Für heute also von Mouy nach Mouchy.

Man fährt auf einem Plateau; plötzlich fällt dies beinahe senkrecht ab, um sich 1000 Schritt weiter

eben so steil aufs Neue zu erheben. In der tiefen Schlucht steht ein Wald, innerhalb dieses Waldes blitzt dunkel ein stiller Teich. Da, wo das diesseitige Plateau eine Art Bastion in den Wald hineinschiebt, steht Schloß Mouchy. Die Lage ist entzückend. Sie bietet alle Schönheiten eines Bergschlosses und nichts von den Unbequemlichkeiten eines solchen.

An diese Schönheit seiner Lage reicht die Schönheit des Schlosses selber nicht hinan. Es ist ein Blender. In seinen malerischen Qualitäten ersten Ranges, ist es nach der baulichen Seite hin doch eigentlich nur ein architektonischer Salat. Man kann alle Style daran studiren: Flachdach und Spitzdach, Tudor-Fenster und Roccocothurm, und bei manchem sinnlich Bestechlichen, das dieser Wirrwarr hat, bezweifle ich doch, daß man demselben, weil er jeder Willkür Thür und Thor öffnen würde, das Wort reden darf. Unter allen Prinzipienreitereien ist mir die architektonische eine der unleidlichsten, aber was am Ende noch unleidlicher ist, ist die Prinzipienlosigkeit. Es giebt bekanntlich eine gothisirende Renaissance, ja über diese hinaus ein gothisirendes Roccoco, alle diese Mißschöpfungen indessen (die glänzendsten Beispiele davon befinden sich in Kopenhagen) repräsentiren immer noch etwas

relativ Einheitliches, etwa wie Sphinx oder Satyr, wie Centaur oder Pegasus zwischen ursprünglich widerstrebenden Dingen eine Art Frieden geschlossen, eine Vermittelung gefunden haben. Dies Schloß Mouchy wirkt aber, als habe man Centaur und Flügelpferd vor einen Venuswagen gespannt und sähe nun das Ganze, fliegend und nicht-fliegend, in einer Art Zappelzustand durch die Lüfte fahren. Allerhand Reiches und Buntes: Tafelglasfenster und Blumentische, Statuetten und Wappenschilde, Taxusbäume und Papageien, können durch ein gewisses Tausend und eine Nacht-Ensemble über die gedankliche Leerheit nicht hinwegtäuschen. Vielleicht daß das Innere des Schlosses, wenn es möglich gewesen wäre es zu betreten, mich schadlos gehalten hätte für das, was dem Aeußeren fehlt. Vielleicht, — aber nicht wahrscheinlich. Die Herzogin (Prinzessin Anna Murat), die hier den Ton angiebt, steht, wie nach Abstammung so nach Geschmack, ganz innerhalb des Modernen, und das Moderne, das sich geflissentlich vom Historischen abwendet, das nur glau und glatt ist, ist immer langweilig. Das Gerümpel eines alten brandenburgischen Edelmanns, der 300 Jahre auf seiner Scholle festgesessen hat, ist unendlich interessanter, als das Haus des Dr. Strousberg.

Alles Schöne, was der moderne Reichthum zusammenträgt, ist halb Bellair, halb Sachse's Salon; was uns zu Herzen geht, das läßt sich nicht zusammentragen, das ist da, das ist geworden. Man macht jetzt zwar auch Patina, aber — sie ist auch danach.

Mouchy war wenig interessant gewesen, desto mehr interessirte mich Liancourt, ein Flecken, der an der Nord-Eisenbahn gelegen ist. Wir fuhren andern Tags hinüber. Das gleichnamige Schloß, im Besitz der Familie Larochefoucauld, ist nur noch ein Rest, ein stehengebliebener Flügel, der nun für das Ganze aufkommen muß. Und er thut's. Die Zimmerreihen an den endlos langen Corridoren hin würden immer noch ausreichen, drei Herzogs-Familien mit dem herkömmlichen französisch-schwachen Kinderbestande leidlich standesgemäß unterzubringen.

Das ganze Schloß (also auch dieser stehengebliebene Flügel) wurde wahrscheinlich von dem Herzoge Franz Alexander Friedrich von Larochefoucauld errichtet, an dessen Namen alles historische Interesse anknüpft, das Liancourt überhaupt einzuflößen vermag. Er war ein wirklicher Grand Seigneur, reich, hochherzig, aufgeklärt, gewissenhaft. In den politischen Wirren, wie in der culturgeschichtlichen Entwicklung seiner Epoche

steht er gleich ausgezeichnet da. Edelmann und loyal durch und durch, hatte er doch jederzeit den Muth seiner Meinung. Er diente den Bourbons, dem Kaiserreich, den Orleans, ohne sich jemals selber untreu zu werden. Sein in Freiheit und Ehrenhaftigkeit fest gegründeter Charakter ließ ihn alle Klippen vermeiden. Er war es, der zu Ludwig XVI. die historisch gewordenen Worte sprach: »Keine Revolte, Sire, eine Revolution!« Er bot später, als die Gefahr für den Hof immer dringender wurde, dem Könige Rouen, drin er als Generallieutenant der Normandie kommandirte, als Zufluchtsort an; die Verhältnisse traten hindernd dazwischen. Wechselvolle Schicksale folgten. Während der Restauration, oder doch von der Thronbesteigung Carls X. an (1825), war er in der Opposition. Er hatte zu viel gesehen, um über die Fehler, die gemacht wurden, hinwegsehen zu können. Er blieb frei und treu bis zuletzt. Seine eigentliche Bedeutung lag aber freilich auf einem andern Gebiete, — die philanthropischen Bestrebungen, wie sie die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts charakterisiren (wer dächte jetzt noch daran), waren seine Welt. Das Elend des Volkes bewegte sein Herz. Ueberall griff er an, um zu helfen. 1790, inmitten der großen Wirren,

stiftete er in Liancourt eine große Baumwollspinnerei. Dafür brannten ihm die Fabrikarbeiter, drei Jahre später, das Schloß nieder. Daß der eine Flügel stehen blieb, war nicht ihre Schuld.

Aber die nachgeborne Bevölkerung von Liancourt hat sich inzwischen eines andern besonnen und auf einem schmalen Platz, inmitten des Städtchens, erhebt sich ein erzenes Standbild, das außer dem Namen des Herzogs, die Daten seiner Geburt und seines Todes (1747 und 1827) und darunter die Inschrift trägt:

»Il faut aider tout ce qui est utile,
Il faut attacher son nom à tout ce qui est bon;«

wahrscheinlich Worte, die er selbst bei bestimmter Gelegenheit gesprochen hat. Wer so handelt, der darf (wie er) die Devise führen: c'est mon plaisir!

Die Rivalen.

> Er hat einen Haufen alt Gerülle
> Und rostig Waffenzeug die Fülle,
> Panzer und Speer,
> Ich glaube von der Sündfluth her.
> Robert Burns.

Liancourt hat aber noch mehrere Schlösser. Eins davon, mit seiner schmalen Seite der Straße, mit seiner Front einem prächtigen Parke zugekehrt, war von preußischen Offizieren bewohnt, die persönlich die schönen hohen Zimmer des Hochparterre besetzt hielten, während sich in den Mansardenstuben zwei »Karl Lehmanns« als Grooms und Diminutiv-Offizierburschen eingenistet hatten.

Auch als »valet de chien«; denn der Stolz des Hauses, die Freude jedes Gastes waren »Boxer« und »Pinsel«, von denen jener wie billig dem Bull-dog-Geschlechte, dieser dem Geschlechte der Hühnerhunde angehörte. Sie waren gleich verschieden an Jahren und Charakter, wie an Race. Pinsel war schon alt, ein Erbstück. Er hatte Anno 66, im

Swiepwald, 36 Stunden lang die Leiche seines damaligen, im Kampf gegen die Brigade Pöckh gefallenen Herrn bewacht; das war die That seines Lebens. Er hatte genug gethan, und ruhte nun aus auf den Lorbern seines Ruhmes. Er war Veteran; er gehörte der Geschichte an.

Anders Boxer. Er war ganz Held der Gegenwart, jung, ehrgeizig, dabei eine Art Rappo. Wenn ich einen Schwimmhelden, außer Leander und Lord Byron, kennte, so würd' ich ihn mit diesem vergleichen; sagen wir also bis auf Weiteres, er war der Tichy seines Geschlechts. Baden, tauchen, war seine Welt. Inmitten des Parks, unter kostbaren Hängebirken, die im ersten Grün standen, befand sich ein Teich. Dies war der Schauplatz glorreichster Thaten. Boxer hatte nur das Volumen eines Durchschnitts-Pinschers. Aber »innen lebt die schaffende Gewalt«. Abwechselnd wurden Kloben und Stangen in den Teich geworfen, jene, centnerschwer, von der Größe eines Hauklotzes, diese, lang und dick, wie die Stange eines Maurergerüsts. Nun begann Boxer seine Kraftproben; mal rechts, mal links anpackend, den Klotz immer tauchend und schiebend, ruhte er nicht eher, bis er beide Gegenstände, die wohl das Fünf-

fache seines eignen Gewichts repräsentirten, bis ans Ufer gezerrt hatte, — keines andern Lohns gewärtig, als der Aufforderung zu neuen Thaten.

Es war eine gewisse Rivalität zwischen dem Bulldog und dem Hühnerhund, jeder, nach dem Maße seiner Gaben, hatte seinen Herzensplatz und wollte ihn behaupten; aber doch waren es nicht Boxer und Pinsel, die mich an die Spitze dieses Kapitels die Ueberschrift setzen ließen: »die Rivalen«. Damit hat es noch eine andre Bewandtniß! Liancourt barg nämlich noch zwei andre, im Wettstreit miteinander ringende Größen: einen bretonischen Grafen und einen picardischen Bäcker. Von ihnen will ich erzählen. Im Uebrigen scheint dieses Concurriren zwischen Adel und Bäckerthum eine Eigenthümlichkeit Frankreichs. Ich erinnere nur an Lamartine und Jean Reboul, den frommen, liederreichen boulanger de Toulouse, den ich (wie wohl viele andre mit mir) zuerst aus den Uebersetzungen Freiligraths kennen lernte. Die Concurrenz, hier in Liancourt, lag übrigens, wie ich voraus bemerke, auf einem sehr verschiedenen Gebiet. Der bretonische Graf und der picardische Bäcker waren Sammler, Tiftler, Famliencultuspfleger. Beide sollte ich kennen lernen.

Dem bretonischen Grafen galt unser erster Be-

such. Er bewohnte ein Chalet, ein Schweizerhäuschen, das in unmittelbarer Nähe der Stadt, diese überblickend, auf einem Mühlenberge gelegen war. Der Name des Grafen war Coëtlogon.

Es war um die dritte Stunde, als wir an der Glocke zogen. Ein Diener erschien, meldete uns an, und brachte alsbald die Antwort zurück: der Graf ließe bitten, er sei im Atelier! Wir traten nun in dieses ein. Es war ein Glaskasten von etwa 6 Schritt im Geviert, der in erfinderischer Ausnutzung des Raums (worin die eigentlichste Virtuosität des Grafen bestand) nichts zu wünschen übrig ließ. Dieser Glaskasten war Palmenhaus, Goldfischbassin, Muschelgrotte, alles in einer Person; eine der Ecken, zeltartig drapirt und leidlich schattig, diente außerdem als Atelier. Der Graf empfing uns und stellte uns seinem Bruder und seiner Schwester vor; alle drei waren zwischen 50 und 60, lebhaft, artig, etwas verlegen. Es gedieh hier jede Kunst, freilich ähnlich wie die umherstehenden Palmen: keine kam über 3 Fuß Höhe hinaus. Der Bruder hatte die bildhauerliche Domaine. Er war eben dabei beschäftigt, zu weiterer Verherrlichung des Goldfischbassins, eine Najade zu modelliren, und da es in Liancourt an andern Vorbildern fehlen mochte, so

hatte er eine Stutzuhr, deren bronzenes Ornament eine Art Meerfrau repräsentirte, als Modell vor sich hingestellt. Er übertrug die kleinen Maße in größere. Die Schwester schien musikalisch, Gesang zur Harfe; auch hatte sie, wie die meisten Französinnen jenseits 50, jene Bedeutendheit der Formen, die eine gelegentliche Anstrengung der Lungen beinah wünschenswerth erscheinen ließ. Sie war sehr liebenswürdig. Einen jungen 18jährigen Offizier, der mit uns war, fragte sie: ob das sein erster Krieg sei? Sie schien also die jetzt überall in der Welt verbreitete Vorstellung zu unterhalten, daß Preußen, eine Art Percy der Weltgeschichte, jeden Vormittag einige kleine Kriege absolvire.

Wir verließen nun das Atelier; der Bruder-Graf blieb bei der Najade, die Gräfin-Schwester bei der Harfe zurück und nur der Chef des Hauses, der eigentliche Coëtlogon, führte uns jetzt in das Chalet selber ein. Zuvor aber noch ein Wort über diesen »Chef«. Er war, wie die meisten Bretonen, scharfer Legitimist: »Henri quint und nur er«. In seiner Jugend hatte er der Armee angehört; nach der Juli-Revolution quittirte er den Dienst, ging nach Spanien und führte daselbst ein carlistisches Lancier-Regiment; als es auch

damit zu Ende war, kehrte er nach der Bretagne zurück, reiste, war in Afrika und wählte schließlich Liancourt zu seinem Ruheplatz. Er baute das Schweizerhaus, dilettirte, wie schon angedeutet, in allen Künsten und Wissenschaften, pflegte den Ruhm des Hauses Coëtlogon und hoffte — auf Henri quint. Er war bei diesem Hoffen und Harren ein alter Herr geworden, aber frisch, beweglich und heiter geblieben. Und das ist etwas. In dieser Heiterkeit steckt jener »charme« der Franzosen, der sie mit allen ihren Fehlern über alle unsre Tugenden, in den Augen der Welt wenigstens, immer wieder siegen läßt. Täuschen wir uns doch darüber nicht. Nichts ist langweiliger als die bloße Solidität und — das »Bewußtsein« davon.

Mein bretonischer Graf machte inzwischen in einem von ihm selbst erfundenen Hausrock (halb Joppe, halb Beduine), der weiß und mit rother Seide gesteppt war, die Honneurs des Hauses.

Dieses Haus war in gewissem Sinne ein Bijou, noch mehr ein Raritäten-Cabinet unter Zugrundelegung einer gewissen Reise-Necessaire-Form. Wie es Bürsten giebt, die auch zugleich noch Spiegel und Kamm-Futteral sind, wie man Tische hat, aus denen sich, durch geheimnißvolle Vorkehrungen, sechs Feldstühle,

oder, wie ich es einmal erlebt habe, sogar zwei Steh-leitern herausziehen lassen, so war hier alles darauf eingerichtet, jedem Raum, jedem Stückchen Wand eine drei- oder vierfache Benutzung zu geben. Wer je in London war und auf Lincolns Inn fields, auf dem, in vergessenen Tagen, das Haupt Walter Raleighs fiel, das Soane-Museum besucht hat, der kennt genau das Prinzip, nach dem Graf Coëtlogon sein Chalet construirt hatte. Um nur eines namhaft zu machen, die Bilder hingen nicht, sondern bewegten sich, thür-artig, in Hespen und Angeln; öffnete man nun eine solche Bilderthür, so begegnete das Auge entweder einem andern, in die Wand eingelassenen Bilde, oder die Feder eines Schrankes sprang auf und ließ Ein-blick gewinnen in wohlgeordnete Bretterreihen, auf denen chinesische Porzellantassen, Pinienäpfel, Alabaster-Weintrauben und Bernstein-Perlen ihr stilles Dasein führten.

Wie das Haus, so der »Park«, der auf einem Raum, der nicht über die Ausdehnung einer Scheunen-Tenne hinausging, einen Gebirgszug, einen See, zwei Canäle, zwei Schleusen und drei Springbrunnen be-herbergte. Tropfsteingrotten und Schlacken-Ruinen natürlich selbstverständlich! Dazu war das Beriese-

lungs-System eingeführt, eine Art Gießkannen-Combination, die, wenn man an einem Bindfaden zog, ihre ganze heilbringende Thätigkeit sofort ins Werk setzte.

Das eigentlichste Leben dieses Ortes aber war doch der Familien-Cultus. In Haus wie Park hatte er gleichmäßig seine Stätte. Es war den Coëtlogons nicht vergönnt gewesen, ihren bretonisch-fremdartig klingenden Namen oft in die Bücher der Geschichte einzuschreiben, aber einmal geschah es, einem unter ihnen gelang es, und dieser eine ist nun hier der Held, der Mittelpunkt alles Thuns und Denkens, der Gegenstand der Adoration. Dieser eine war der Admiral Coëtlogon, zugleich Marschall von Frankreich. Er war ein Seeheld seiner Epoche, ein Jan Bart oder Du Quesne zweiter Klasse und ein Zeitgenosse beider. Er focht in einem Dutzend Seeschlachten, bei Palermo und Stromboli, bei Gibraltar, in der Bantry-Bucht, bei Malaga und Lissabon, vor allem bei la Hogue, wo die Engländer die französische Flotte zerstörten und wo König Jacob II., um dessen Wiedereinsetzung willen Frankreich den ganzen Krieg überhaupt nur führte, lächelnd und in befriedigt-nationalem Gefühl jene berühmt gewordenen Worte sprach: »ich wußte, daß es so kommen würde«. Jener Unglückstag war nichts-

destoweniger der Ehrentag Coëtlogons; er rettete den Rest der Flotte. Saubre Aquarelle, Copien nach Seeschlachtbildern, wie sie sich in Versailles, in London und Greenwich vorfinden, erinnern, wie an jene genannten Schlachttage, so speziell auch an die Ruhmesthaten Coëtlogons; seine eigentliche Verherrlichung aber hat der Seeheld von 1692 in dem kleinen Chalet-Park seines Urenkels gefunden, wo ihm, durch eben diesen, ein ebenso poetisches wie originelles Denkmal errichtet wurde. Dies machte sich so.

Die Bucht von La Hogue wurde vor etwa zehn Jahren ausgebaggert. Man fand auch die Stelle, wo das französische Admiralschiff zu Grunde gegangen war, und entdeckte an eben dieser Stelle eine mächtige Schiffskanone, die, rostig im Innern, nach außen hin von Muschelkies umgeben war, derart, daß das Ganze mehr einem steinernen als einem eisernen Geschützrohr ähnlich sah. Diese ausgebaggerte Kanone wurde nun dem Grafen Coëtlogon, unserem liebenswürdigen Wirthe, von La Hogue aus zum Geschenk gemacht. Er richtete sie an einer platformartig vorspringenden Stelle seines Parkes, wie eine Erinnerungssäule, auf und gab dem Sockel folgende Inschrift:

Pêché sur le lieu où fut livrée la bataille

de la Hogue, ce canon rappelle ici le glorieux fait d'armes par lequel le Maréchal de Coëtlogon sauva Tourville dans cette mémorable Journée. Also etwa: »Aufgefischt an der Stelle, wo die Schlacht von La Hogue geliefert wurde, erinnert dieses Geschütz an jene glorreiche Waffenthat, durch welche, an dem genannten denkwürdigen Tage, der Marschall Coëtlogon den Admiral Tourville rettete.«

Wir kehrten nun, nach diesem Besuch im gräflichen Chalet, in die Stadt selbst zurück, wo uns der rivalisirende Bäckermeister als letzte Sehenswürdigkeit von Liancourt übrig blieb. Ein kleiner freundlicher Herr, an dem, seiner besondern Dürrheit nach zu schließen, die gesteigerten Hitzegrade seines Berufes nicht spurlos vorübergegangen waren, empfing uns an der Thür, führte uns durch ein Défilé von Backöfen und Backtrögen, und zuletzt in einen schmalen, aber langen Garten, dem seine Muße, seine Erfindung, seine Pietät gleichmäßig angehörten. Hier waren Schluchten und Teufelsbrücken, Cascaden und Ruinen, von denen wir nur sagen können, sie wären werth gewesen, in den gräflichen Park dort oben ohne Weiteres eingereiht zu werden, was aber mehr als alles andere eine Gleichheit und eine Rivalität mit dem Chalet dort

oben schuf, das war, daß hier auch ein Familiencultus geübt, ein Andenken gewahrt, eine Heldenschaft gefeiert wurde. Der ganze Unterschied beschränkte sich darauf, daß das hier gefeierte Heldenthum ein weibliches, die Heldin selbst die Schwester des Hauses war. Seit Kurzem war sie, diese Schwester, hinübergegangen, nachdem sie 25 Jahre lang als »Religieuse« in überseeischen Provinzen gelebt, in Teneriffa und auf St. Helena, in Montevideo und Valparaiso, und zuletzt auch auf den Inseln der Südsee Arme gelabt, Kranke gepflegt, Heiden bekehrt hatte. Dabei hatte sie den Sammeltrieb der Familie gehabt, und ein Gartenhaus, mit dem ausgesprochenen Zweck, in der Folge als Museum zu dienen, war ihr bei ihrer Rückkehr zur Verfügung gestellt worden, drin nun die Trophäen ihres friedlichen Siegeszuges zu aller Augen sprachen: Corallen und Muscheln, Cocons und Seidenbänder, Pfeilspitzen und ausgestopfte Vögel, auch Rosenkränze von Malaienhänden geformt und gestaltet.

War nun dieses Gartenhaus ein Denkmal an sich, so hatte doch dieser einfachste Hinweis auf ein in Müh und Arbeit, in Treue und christlicher Pflichterfüllung hingebrachtes Leben dem Stolz des Hauses nicht genügt, Bäcker Fléchel hatte das Bedürfniß empfunden, auch

seine »Kanone von la Hogue« zur Welt sprechen zu lassen und hatte sich schließlich für Aufrichtung einer Säule entschieden. Diese erhebt sich jetzt im Schatten von Cypressen. »A Soeur Regine« lautet die Inschrift, um den Schaft aber zieht sich ein gemeißeltes Band, das, vendomesäulenartig, statt der gewonnenen Schlachten die Namen all' der Insel- und Südsee-Stationen trägt, wo Schwester Regine helfend und pflichteifrig thätig war.

Ich las die Namen, ich pflückte ein Blatt von dem Epheu, der den Säulenschaft umrankte, — dann trennten wir uns. Auf der Heimfahrt sah ich neben der »Kanone von la Hogue« beständig auch diese Gedächtnißsäule vor mir aufragen, und ich schwankte und schwanke noch, ob nicht Bäcker Fléchel doch schließlich allen Stolz der Coëtlogons siegreich aus dem Felde geschlagen hat.

St. Denis.

St. Denis.

Herr Wirth, Herr Wirth, sein Schoppen hier,
Sein Schoppen hat ein Loch,
Und fließt nicht unten aus das Bier,
So fließt es oben doch.

»Mein Gesell, das ist dieselb' Geschicht':
Sein Beutel hat ein Loch,
Und rolln die Batzen unten nicht,
So rolln sie oben doch.«

Otto Roquette.

I.

Nach drei glücklichen Tagen in Mouy nahm ich meinen ursprünglichen Reiseplan, den der »Tag von Crespy« unterbrochen hatte, wieder auf und fuhr, unter vorläufiger Innehaltung derselben Linie, auf der ich gekommen war, auf St. Denis zu. Der Krönungs-Cathedrale (Reims) durft' ich also die Begräbniß-Cathedrale (St. Denis) beinah unmittelbar folgen lassen. Kaum eine halbe Woche lag dazwischen.

Es war 5 Uhr Nachmittags, als wir, bei leisem Sprühregen, in den Bahnhof einfuhren. Ueber der Stadt stand ein prächtiger Regenbogen; vom Mont

Valerien rollte der Donner schweren Geschützes durch die Nebelluft.

Wer in jenen Okkupationswochen in St. Denis war (und was Offiziere angeht, wer wäre nicht da gewesen), der wird sich in nachträglicher Heiterkeit des Gewirres entsinnen, das hier, bei dem raschen Wechsel kommender und gehender Züge, eigentlich unablässig herrschte, für den Zuschauer ein Amüsement, für den Mitspielenden eine Qual. Fiacres gab es nicht; an ihre Stelle trat der »Commissionair«, der sich des Gepäcks bemächtigte und sich verschwor, nicht selig sterben zu wollen, wenn es ihm nicht gelänge, ein Unterkommen zu beschaffen. »Nur immer folgen.« So folgte man denn, passirte ein Stück Boulevard im Laufschritt und landete an den Stufen des »grand cerf«, um hier zu vernehmen, daß alles bis auf die letzte Bodenkammer besetzt oder vermiethet sei.

So erging es auch uns. Eine hübsche, schwarze Französin, kokett und distinguirt zugleich (eine sehr glückliche Mischung), lehnte artig, aber entschieden ab, und umsonst versuchte ich es, durch mein neu-adoptirtes Abwarte-Princip die Sachlage zu meinen Gunsten zu ändern. Drei Minuten hielt ich aus; als aber das Lächerliche der Situation doch mehr und mehr anfing

bedeutungsvoll in den Vordergrund zu treten, klammerte ich mich auf's Neu an meinen Commissionair, um seinem Sterne auch ferner zu vertrauen.

Mit diesem Special-Bevollmächtigten war jedoch inzwischen eine Veränderung vorgegangen. Seine Miene der Zuversicht hatte einer Miene des Zweifels Platz gemacht; er schien sagen zu wollen: »dies ist gegen Schicksal und Sternenlauf«; eine tiefe Trauer war es, die sich ersichtlich seiner menschenfreundlichen Seele bemächtigt hatte. So schritt er vor uns her. Der Effect konnte nicht ausbleiben. Schon an der nächsten Straßenecke hatte ich mich bis zu einem Angebot von 5 Franken verstiegen, wenn... Er lächelte; der erste Hoffnungsschimmer zog wieder über ihn hin.

Ich bin ihm das Zeugniß schuldig, daß er die Situation nicht plump und über alle Gebühr hinaus ausbeutete. Ein biederer Landsmann, speciell meiner heimathlichen Provinz, hätte mich so billig nicht losgelassen. In der Mitte der Rue de Boulangerie angelangt, hundertundfunfzig Schritte hinter dem Doppelposten der preußischen Commandantur, sah ich ihn in eine Art Gin-Laden eintreten, aus dem er durch die gegenüber gelegene Thür (es war ein Eckhaus) wieder ins Freie trat. Allerhand Weibliches war in seinem

Gefolge, man tuschelte, man huschte hin und her, immer neue Gestalten krochen hervor, bis nach einer Menge von Gestikulationen und Aufzählungen an den fünf Fingern, der Commissionair, nunmehr als Bevollmächtigter der Gegenpartei, mir mittheilte, daß Madame Guichard, veuve, eine Conciergen-Wittwe, bereit sei, ihr Zimmer abzutreten. Eine Treppe hoch; Blick auf Hof und Badehaus. Es regnete jetzt ziemlich stark; der Abschluß unserer Verhandlungen wurde dadurch beschleunigt und fünf Minuten später traten wir, nachdem wir einen langen schmalen Gang und eine dunkele schmale Treppe passirt hatten, in das Zimmer der veuve Guichard ein.

Ich muß sagen, daß ich schon besser gewohnt habe. Alles hatte jene unnennbare Farbe, als sei es mit Spinnweben tapezirt; in den zwei offenen Ecken lagen zusammengekehrte Haufen von Flicken, Staub und Aepfelschalen, auf dem Fensterbrett stand ein Nähkasten und gegenüber an der Wand hing ein Heiliger mit einem Palmenzweig. Ein Drittel des Zimmers wurde durch einen Hochbau eingenommen, in dem ich unschwer das Ehe- und Sterbe-Bett (besonders das letztere) des heimgegangenen Guichard erkennen konnte, von dem noch ein Daguerreotypbild,

gleichsam als Wächter des Schauplatzes seines Glücks und seiner Ehre, drei Handbreit über dem Kopfkissen zurückgeblieben war. Es war aber hier so dunkel, daß er nicht recht sehen konnte. Diese Stelle voll ernster Erinnerungen fiel mir zu; rechtwinklig wurde noch ein Feldbett für den jüngeren Träger meines Namens aufgeschlagen; die veuve Guichard selbst, wie ich äußerlich vernahm, zog in die Front des Hauses, wo ein Corridor und eine gegen den Kleiderschrank gelegte Matratze für ihre Unterbringung und ihren Comfort alsbald die nöthige Sorge trugen. In die complicirten Verhältnisse, die diese Unterbringung überhaupt ermöglichten, gewann ich erst später Einblick.

Die Fundamente unserer St. Denis-Existenz waren, nach Abwickelung alles hierher Einschläglichen, glücklich gelegt, wir wohnten und konnten uns nunmehr unseren anderweiten Aufgaben und Verrichtungen unterziehen, ohne zugleich den Blick auf dunkle Hintergründe richten zu müssen. Der aus Touristenbüchern hinlänglich bekannte »erste Gang durch die Stadt« wurde unternommen und zu mäßiger Befriedigung durchgeführt. Mehr war unserem Herzen nicht abzuringen; der Regen und schließlich auch die Stadt selber ließen keine wärmere Empfindung aufkommen.

Saint Denis ist ein großes Nest. Sehr wahrscheinlich, daß es viel anmuthiger und selbst viel stattlicher war, als es statt 30,000 Einwohner kaum 3000 zählte. Damals bestand es aus nichts als aus einer alten berühmten Abtei mit einer noch berühmteren Kirche; citadellenartig ragte dieser mönchische Festungsbau, der in der That eine ganze Anzahl von Belagerungen zu bestehen hatte, in die Weite und nur ein unbedeutender Häuser-Halbkreis umzirkte es, der, so vielem Großen und Glänzenden zu Füßen liegend, neben all diesem Glanze nicht anders bemerkt wurde, wie etwa ein Waisenkind, das zu Füßen einer Fürstin kniet. So war es in alten Zeiten; so war es annähernd noch bis in die letzten Jahrzehnte hinein. In einem älteren Exemplare von Galignani's Paris Guide finde ich: »St. Denis, Stadt am gleichnamigen Kanal, 9000 Einwohner.« So 1850 noch. Seitdem ist es ein Pariser Faubourg, ja man könnte sagen eine *Vorstadt des vorstädtischen Paris* geworden, ein nach Norden hin detachirter Posten, ein letzter Ausläufer, an den Elemente abgegeben werden, denen es selbst in Belleville und Montmartre zu bourgeoishaft geworden ist. So lange diese Elemente nach Hunderten zählten, verschwanden sie neben der Kathedrale; jetzt

ist das Kathedralen-St. Denis in dem La Villette-St. Denis, das Roth der Oriflamme in dem Massenroth einer andern Fahne untergegangen, und nichts ist da, was den fremden Besucher fühlen ließe: dies ist die Stätte, wo ein Jahrtausend lang die Könige Frankreichs begraben wurden. Das Gepräge der Stadt, immer mit Ausschluß seiner Kathedrale, ist so unhistorisch wie möglich und selbst zu einem Standbild, das sonst nirgends in Frankreich fehlt, hat es St. Denis nicht bringen können. Etwas Festung, etwas Fabrikstadt, etwas klösterliches Erziehungshaus, so steht es da, so wächst es, ohne seines Wachsthums froh zu werden. Paris giebt ihm, was es nicht mag; aber was es ihm geben sollte, das behält es für sich. Es ist, wie schon angedeutet, ein Ablagerungsort, und die Unsauberkeit dessen, was sich hier ablagert, drückt auch der Erscheinung der Stadt ihren Stempel auf.

Wir hatten die Hauptstraßen, die im Wesentlichen fächerförmig von der Cathedrale auslaufen, theils gekreuzt, theils auf und ab passirt und empfanden nunmehr »nach gethaner Arbeit« ebenso sehr ein Anrecht wie ein Bedürfniß auf Wiederherstellung unseres physischen Menschen. Auf unsere Frage nach einem

Restaurant, welche andere Antwort hätten wir in St. Denis erhalten können, als »au grand cerf«, und ehe 5 Minuten um waren, standen wir wieder vor der hübschen schwarzen Französin, die für jeden hierher Verschlagenen nie ein Zimmer, aber immer ein Couvert hatte. Auch für uns. Sie soll bedankt sein für all die Tausende, die sie hier labete und speisete, aber jeder dieser Bevorzugten (denn es war schließlich immer noch ein Vorzug) wird ihr doch auch das Zeugniß nicht versagen können, daß sie sich's leicht machte. »Un dîner complet« baute sich, mal auf mal, aus einem einzigen Gange auf, mit dem es stand und fiel, aus einem einzigen Gericht, das nur in der Sauce wechselte und als Rôti, als Beefsteak anglais, als Filet aux truffes oder aux marrons doch immer auf denselben Boeuf, als den Urquell aller Dinge zurückzuführen war. Alles andere war leicht zu beschaffendes Ornament, das in der Gestalt von Sardines à l'huile, Gänseleberpastete, Knackmandeln und Rochefort-Käse entweder heroldartig voraufging, oder als Schleppenträger folgte.

Jeder, der hier in dem süßen Wechseltanz der Horen gefrühstückt, zu Mittag und zu Abend gegessen, und nach seinem Theile ernst und gewissenhaft an

Herstellung jener frischen Gesichtsfarbe gearbeitet hat, die später das Entzücken so vieler Mütter und Bräute (der Frauen ganz zu geschweigen) geworden ist, wird einräumen, in seinem voraufgegangenen Leben vielfach besser und ganz besonders billiger gegessen zu haben, aber in der Erinnerung aller werden die im »grand cerf« verbrachten Stunden nichts destoweniger zu jenen Lichtpunkten des Daseins zählen, für die es wenig oder nichts besagen will, den Inhalt jener kleinen elfenbeinernen Dosen mit der Inschrift: 500 Francs, mehrfach hingegeben zu haben.

St. Denis.

Arme Leute?
Wer sich solcher Armuth freute!
Nußbaumschränke,
Goldne Bänke,
Und im Keller
Rothen und weißen Muskateller.

* * *

Schlaf sei weder Tag noch Nacht
Auf sein Augenlid gebracht,
Sieben Nächte neun mal neun
Treckn' er aus und schrumpf' er ein.

Macbeth.

II.

Es fiel längst ein Morgenschimmer (so viel wie überhaupt hineinfallen konnte) in unsere Behausung, als wir den neuen Tag begrüßten.

Die lange Ruhe war uns zu gönnen gewesen. Wir hatten bis über Mitternacht hinaus im Cerf geplaudert, beinah ausschließlich mit Offizieren des Garde-Füsilier-Regiments, das damals mit den »blauklappigen Spandauern« die Garnison von St. Denis bildete. Die Unterhaltung hatte mich sehr angesprochen; die gefällige Leichtigkeit, die den Gardeton auszeichnet, steigerte sich, in dem hier gegebenen Falle, unter dem

Einfluß eines gewissen Füsilier-Bewußtseins. Wer die Armee kennt, versteht diese Nüancen. Es kann nicht ausbleiben, daß diese Bemerkungen bei einigen Lesern Verwunderung, bei andern Zweifel hervorrufen werden; »gefällige Leichtigkeit des Gardetons« wird der eine oder andere kopfschüttelnd wiederholen. Es hat aber doch seine Richtigkeit damit. Man breche doch nur endlich einmal mit der grundfalschen Vorstellung, daß jene ganze Empfindungs- und Anschauungsweise, die, um das Mindeste zu sagen, den civilen Menschen nicht immer angenehm berührt, daß diese Anschauungsweise, sage ich, in der Garde ihren Hauptträger habe, derart, daß die arme Linie eigentlich als Opfer eines Contagiums falle, das in der Hauptstadt zu Hause sei und von dieser aus verheerend in die Provinzen bringe. Es mag Zeiten gegeben haben, wo es so war; jedenfalls liegen diese Zeiten weit zurück. Längst hat sich das Blatt gewandt, und während in den kleinen Städten — je mehr Nest, desto mehr — noch immer eine leise Neigung fortlebt, à la General Seydlitz dem gegenüberwohnenden Burgemeister die Zipfelmütze vom Kopf zu schießen, bloß um sein mißliebig-langweiliges Gesicht nicht immer wieder am Fenster erscheinen zu sehen,

darf man, im Gegensatz dazu, von den Gardeleuten behaupten, daß sie für die Säbelwetzereien des Regiments Gensdarmes und alles was auf gleicher Stufe steht, zu dieser Stunde nur noch ein mitleidiges Lächeln haben. Wer einigermaßen unbefangen die Dinge beobachtet hat, weiß dies längst und weiß auch, worin Grund und Ursache dieser Erscheinung zu finden sind. Es liegt in der großen Stadt. Das großstädtische Leben ist es, das jeden, auch den Eitelsten, unerbittlich fühlen läßt: ich bin nur ein Sandkorn. Selbstsucht, Dünkel, Vorurtheil mögen im Einzelnen immer wieder dagegen ankämpfen, mögen innerlich ihre Triumphe feiern, — nach außen hin müssen sie schweigen. Aus der beständigen Konkurrenz gleichberechtigter Kräfte wird die Bescheidenheit geboren, bei dem einen wahr und ganz, bei dem andern wenigstens äußerlich, den Formen nach. Gleichviel — die feine Sitte, die Möglichkeit freien geistigen Verkehrs ist dadurch gegeben. Die Garde aber (von manchem andern, was mitwirkt, zu schweigen) hat den Vorzug der großen Stadt.

Es war gut und gern die Stunde des zweiten Frühstücks, als uns die veuve Guichard mittheilte, daß das erste unserer harre. Wir hatten ein Mi-

nimum davon erwartet, überhaupt nur aus Verlegenheit zugesagt, und waren also nicht wenig überrascht, eines relativen Glanzes ansichtig zu werden, wie er derartig immer nur in alten und neuen Judenromanen beschrieben wird, wo sich vor dem erstaunten jungen Christen, der bis dahin nur die Trödelhöhle des Alten kennen gelernt hatte, plötzlich der Schabbeslichterglanz und dahinter irgend eine wunderbare Rebecca erschließt. Mit diesem ganzen Vergleiche bitt' ich es aber nicht allzu ernst nehmen zu wollen, namentlich was die Rebecca angeht. Nur der sich darbietende Contrast sollte angedeutet werden.

Es waren zwei hübsche, blank. und sauber aussehende Vorderzimmer, in die wir eintraten; die Thür zwischen beiden weit geöffnet. Im zweiten Zimmer, auf einem großen, weißgedeckten Tisch, schimmerte, so weit sich erkennen ließ, ein complicirtes Kaffeegeschirr; im ersten Zimmer aber saßen drei alte Leute, zwei Männer und eine Frau. Die Frau hatte le petit Journal in Händen und las vor. Es erfolgte nun eine Art Vorstellung, aus der ich unklar ersehen konnte, daß diese ganzen Territorien sehr wahrscheinlich das Eigenthum der mir eben vorgestellten Trias seien, bei der die veuve Guichard eine räthselvolle

Stellung als Aufwärterin, Gesellschafterin, vielleicht auch als Anverwandte, jedenfalls aber als ramponirtes Aschenputel einnahm. Im Ganzen konnten uns diese Aufklärungen nur zur Zufriedenheit gereichen. Der Chef des Hauses, zugleich der Gatte der vorstehend erwähnten Frau, war ein Hannoveraner; — dreißig Jahre Paris hatten ihn jedoch um all sein Deutsch gebracht, wofür er eine Rückenmarkslähmung eingetauscht hatte, die ihn an den Rollstuhl fesselte. Er war ein guter Mann, aber völlig imbecile und ein höchst mangelhafter Vertreter jenes niedersächsischen Stammes, der mit einem gewissen Recht von sich behauptet, daß er die Welt erobert habe. Der andere Mann war ein Bruder der Frau; seine Funktionen blieben mir ein Geheimniß. Vielleicht war er so glücklich, keine zu haben.

Unter gewissen Förmlichkeiten hatten wir endlich in dem zweiten Zimmer Platz genommen und während wir den prächtigsten braunen Kaffee eingossen und die schwere Repräsentations-Zuckerzange, wie immer, bei Seite schoben, begann in der Vorderstube wieder die Vorlesung aus dem Petit Journal, lauter dummes Zeug, Bombardements-Langweiligkeiten, aber vorgetragen, mit immer tiefer gehendem Ton, wie ein Kapitel aus dem Inferno.

Wir konnten derweilen unsere Mobiliar-Umgebung mustern. Wunderlich. Alle Möbel waren schwer und reich von Nußbaum- oder Rosenholz; auf jeder Etagère stand eine prächtige Stutzuhr, und das Porzellan, aus dem wir unsern Kaffee nahmen, war feinstes Sèvres: Tassen und Kannen, die Milch- und Zuckernäpfe mit den saubersten Malereien geschmückt, roth und schwarz, im besten Geschmack des Empire. Ich hebe diese Dinge nur hervor, um auf den Unterschied hinzuweisen, der überall in Frankreich zwischen Haus und Einrichtung, zwischen Erscheinung und Vermögen anzutreffen ist, ein Unterschied, der allein die Erklärung dafür abgiebt, daß es der zu hundert Leistungen und Opfern herangezogenen Bevölkerung anscheinend so leicht geworden ist, diese Opfer zu tragen. Jedes andere Land wäre daran auf lange hin gescheitert. Frankreich nicht. Seine Bevölkerung, ganz besonders die ländliche, repräsentirt eine Durchschnitts-Wohlhabenheit, von der wir zunächst gar keine Vorstellung haben. Die äußere Erscheinung trügt hier überall. Der blaue Kittel deutet auf wenig, oder mindestens nicht auf viel, aber der, der ihn trägt, hat seine 50,000 Francs in Bank und Sparkasse und die schlichten Bauerhäuser, aus Sandstein öd' und langweilig aufgeführt, bergen

eine Fülle von Mobiliar, von kostbarem Geräth und barem, als »Nothpfennig« aufgesparten Gelde. Aehnlich in den Städten, wo die Einrichtungen auch der sogenannten kleinen Leute von allerhand Zimmerschmuck oft geradezu überfüllt sind, während aus einer deutschen Haushaltung gleichen Grades mit ihren dünnen Teppichen und noch dünner fournirten Möbeln, auch wenn man sie umstülpte, nichts herausfallen würde, als eine alte Broche und ein Ersparnißschein der Gothaer Feuerversicherungs-Gesellschaft. Uns hätten die 5 Milliarden ruinirt; die Franzosen gehen drüber hin.

Unser Frühstück war zu Ende, le petit Journal im Nebenzimmer auch; so brachen wir denn auf, um unsere Wanderungen durch Stadt und Umgegend anzutreten. Ein Versuch, vorher noch zu dem alten Hannoveraner in gewisse landsmännische Beziehungen zu treten, mußte als völlig gescheitert aufgegeben werden; die Antworten, die er stotterte, eröffneten Perspektiven, die über das bloße Gelähmtsein weit hinausgingen. Unser Rückzug beschleunigte sich deshalb, bis wir, unten glücklich angelangt, unsere Tagesaufgabe dahin festsetzten: erst Cathedrale, dann Cerf, dann die Forts; der Rest wird sich finden. Dies Programm wurde auch gewissenhaft innegehalten, da aber die Ca-

thedrale ein Kapitel für sich verlangt und der Cerf ein halbes Kapitel schon voraus hat, so führe ich den Leser gleich in die beiden zunächst gelegenen Forts, erst in das kleine La Briche, dann in das größere Double Couronne.

Wie viele Erinnerungen knüpfen sich an diese Namen, noch dazu Namen von einem gewissen poetischen Vollklang! Wenn man nun aber eintritt in all diese Herrlichkeit, so geht es einem wie immer mit geträumten Herrlichkeiten, — es ist nicht viel. Unsere Vorstellung und die Wirklichkeit decken sich selten. Es giebt ein paar Ausnahmen: das Zimmer, drin Rizzio zu den Füßen Maria Stuarts erdolcht wurde, der Thurm in Sonderburg, in dem Christian II. 18 Jahre lang um einen runden Tisch herumlief, das Lutherzimmer auf der Wartburg, das Studirzimmer Friedrichs II. in Rheinsberg, ganz Sanssouci, diese und andere mögen als solche Ausnahmen gelten; aber sie sind rar; im Allgemeinen wird man enttäuscht. In La Briche gewiß und in Double Couronne kaum minder. Man sieht ein bischen Zerstörung, dazu 100 Kanonen, 1000 Faschinen, 10,000 Sandsäcke, alles vielleicht sehr wichtig; nichtsdestoweniger indeß verläßt man das Lokal mit dem Gefühl, so gut wie gar

nichts gesehen zu haben. Man kuckt in alles hinein, drückt überall eine dumme Bewunderung aus, und befindet sich doch au fond in der Lage eines Bauern, der in zwei Stunden 1500 Bilder aus der altkölnischen Malerschule zu sich nehmen soll. Ihm wird zuletzt, als wär er selber der heilige Sebastian, auf den er, alles in allem gerechnet, wenigstens 150 Pfeile hat abschießen sehen. Was ist dem gewöhnlichen Sterblichen die Redoute, der Kavalier, oder gar der Sandsack? er verbindet mit jedem einzelnen dieser Wörter eine völlig abweichende Vorstellung und ist froh, wenn er die Zugbrücke hinter sich und wieder einfaches Straßenpflaster unter den Füßen hat. Solche Plätze sollte nur d e r besuchen, der 'was davon versteht; wem aber die Flèche und die Traverse ein süßes Geheimniß sind (und ihrer ist die Mehrzahl), der bleibe davon. La Briche hat den Vorzug einer schönen Aussicht; Double Couronne frappirt durch die Einfachheit und doch zugleich Eigenthümlichkeit seiner Gestaltung. Es sitzt wie ein Helm auf dem nach Norden zu gerichteten Haupte der Stadt. Das ist alles.

Von den Forts in das Café de l'Industrie! Wenn es im ersten Bibel-Kapitel heißt »so ward aus Morgen und Abend der erste Tag«, so durfte in den

Okkupationstagen mancher unserer St. Denis-Bewohner ausrufen: »so ward aus Cerf und Café de l'Industrie unser ganzer Tag«. Die Thür des St. Denis-Lebens ging damals in diesen zwei Angeln. Dem Cerf gehörte der Tag, seinem Concurrenten der Abend. Und der Abend war nicht kurz. Das Café hatte drei Eingänge und sechs Billards; vieles lockte hier: die immer heitere Gesellschaft, der immer frisch sprudelnde »Bock«, der nie verfälschte Absinth, aber was ihm doch seine Hauptanziehungskraft gab, das war das unmittelbar daneben gelegene Theater. Ja, St. Denis hatte seine Schauspiele, seine Circenses. An dieser Stelle hatten wir vor, unsern Tag zu beschließen. Also ins Theater!

»Le Spectacle commençera à 7 heures«, so hieß es auf einem grünen Zettel, den ich mir schon vorher zu verschaffen gewußt hatte; gleich darunter standen die etwas beängstigenden Worte: »Une mise décente est de rigueur«, was von einigen übersetzt wurde: »jede Miß muß decent sein«. Dieser letzteren waren etwa 10 oder 12 zugegen, selbstverständlich alle aus der Pariser Halbwelts-Sphäre und alle in Trauer. Der Fall des Vaterlandes ging ihnen tief zu Herzen, und nur dann und wann gab ein pfeil-

artig geschleuderter Streifblick Hoffnung auf baldige Wiedergenesung. Das Publikum bestand im Uebrigen ausschließlich aus Militairpersonen aller Arten und Grade; im Saale selbst (Parquet) saßen 150 Offiziere, auf der Gallerie, die den Saal einfaßte, die doppelte Anzahl von Soldaten. Die Musik setzte sich aus den Kapellen der beiden in St. Denis garnisonirenden Regimenter zusammen.

Was nun geboten wurde, rief ganz die alten Glanztage »Vater Gräberts« wieder vor meine Seele. Dieselbe Welt, in die ich vor mehr als 30 Jahren einen unerlaubten Blick gethan, sie stand wieder vor mir; — ich hätte manches geradezu wieder zu erkennen geglaubt. Bertha, an deren alten Romanzen-Namen sich damals so unromantische Zurufe knüpften, sie hieß hier Marietta und die Gesangstücke, die zum Vortrag kamen, waren nicht dem Freischütz und der Preciosa, sondern dem Liederschatz der Demoiselle Theresa entnommen. Das war der ganze Unterschied. Die Bravour-Arie, mit der der Abend stand und fiel, führte den Namen Le Trou und war in jeder Strophe aus dem Gegensatze von hinschmelzender Liebe und plötzlich losbrechender Empörung aufgebaut. Natürlich: Eifersucht, Verrath. Immer, wenn dieser Empfindungswechsel ein-

setzte, wurde er durch ein Zusammenschlagen aller vorhandenen Becken, Gonggongs und Triangel angekündigt und ich hätte den sehen wollen, der im Stande gewesen wäre, sich dagegen zu verschließen. Die Augen der »Chanteuse« brannten dann wie Kohlen, ihr Fuß stampfte den Boden, und vor sich hinstarrend, zischte es wie eine Natter über die Lippen, oder donnerte es: le trou. Was im Uebrigen dies Wort ausdrücken sollte, wollte mir nicht recht klar werden; wahrscheinlich gab es die Richtung an, in der ihre Seele einen unbequemen Gegenstand los zu werden hoffte; statt des bestimmten und unzweideutigen »a grave« im König Johann, hier ein unbestimmtes allgemein gehaltenes: le trou! Das Ganze, bei aller Wirkung, die es übte, trug doch den Doppelstempel von Caricatur und Decadence deutlich an der Stirn.

Zum Schluß Tanz. Die prima ballerina führte den auch für französische Ohren mehr oder weniger eigenthümlich klingenden Namen: Demoiselle Pissarello. Sie war blond und schlank, mindestens schlank. Ein junger Dragoner-Offizier setzte den Kneifer ein, beobachtete scharf und lange, und rief dann mit vollendetem Hoppegarten-Accent seinem Nachbar und Regimentskameraden zu: schade, etwas schwach im Oberschenkel.

Um $9\frac{1}{2}$ fiel der Vorhang. Die Säbelscheiden klapperten und rasselten durch den Saal; alles war froh, daß es vorüber.

Draußen flackerten ein paar Laternen; einzelne Tropfen fielen. Ins »Café« riefen jetzt zwanzig Stimmen. Vom Mont Valerien her aber rollten die Kanonenschüsse dumpf durch die regenschwere Luft.

Gewohnheit ist alles. Ich glaube, ich war der Einzige, der diesen Donner noch hörte.

Le Bourget.

Es hat in dreien Schlachten
Sich geschlagen ihr Kind
Und ist im Siege gefallen
Wie viele gefallen sind.

Kühn ging voran der Fähnrich
Vor seiner kleinen Schaar
Und ist ein Held erlegen
Noch nicht achtzehn Jahr.

George Hesekiel.

Der nächste Tag war zu einem großen Ausfluge nach Osten hin bestimmt; das vorläufige Ziel desselben: Le Bourget. Dann: der Mont Avron.

Um 9 Uhr hielt ein char à banc auf dem Hofe der Légion d'honneur, der Divisionsprediger (ganz ecclesia militans) nahm die Zügel, und ehe 5 Minuten um waren, rasselte unser Wagen schon über das holprige Pflaster hin, durch die nordöstliche Straße von Double Couronne hindurch. Es nieselte; militairische Gummi-Paletots und pastorale Filialmäntel aber hoben über diese Ungelegenheit hinweg, auch wenn das Trosteswort unseres Geistlichen nicht völlig ausgereicht hätte: »Frühregen ist wie Brautweinen, — es dauert nicht lange.« Unser Pastor (mögen ihn

diese Zeilen grüßen) waltete übrigens an diesem Tage so recht seines Amtes; er war Hirt, die Seele des Ganzen, lenkte und leitete. Jeder folgte willig. Ich allein, ein abirrendes, oft zurückbleibendes Mitglied der Heerde, gab Ursache zu allerhand Klage. Ich rufe noch nachträglich seine Verzeihung an!

Also nach Le Bourget. Ueber seine Bedeutung ein vorgängiges Wort.

Als um die Mitte September der Paris umspannende Zirkel sich zu schließen begann, rückten die Garden bekanntlich in den nordöstlichen Abschnitt dieses Kreises ein, derart, daß sie das 4. preußische Armee-Corps zur Rechten, das 12. (sächsische) Armee-Corps zur Linken hatten. Sie standen von Villiers le Bel über Gonesse und le Blanc Mesnil bis Aulnay. Es war dies eine gute Aufstellung, und wenn Schwächen da waren (und sie waren da), so lagen sie nicht an der Position überhaupt, sondern daran, daß man hier, wie an jeder andern Stelle des Riesenzirkels, mehr zu besetzen hatte, als man eigentlich besetzen konnte. Man war numerisch zu schwach. Diesem Uebelstande abzuhelfen, gab es nur ein Mittel: nach Westen hin, auf die Hauptstadt zu, Terrain zu gewinnen. Der hieraus resultirende Vortheil war ein doppelter: der Feind

lernte an eine Kraft glauben, die realiter nicht eigentlich da war, und mußte zweitens, wenn er unsere Linie durchbrechen wollte, immer erst durch ein Vorterrain hindurch, in dem wir alsdann schon standen und jeden Versuch uns zurückzuwerfen, wenn auch vielleicht nicht hindern, so doch jedenfalls rechtzeitig erkennen konnten. Diese gewiß richtigen Erwägungen führten zur Besetzung dreier vorgelegener Punkte, so weit vorgelegen, daß sie bereits unter dem Feuer verschiedener Forts lagen. Diese drei Punkte selbst aber waren Pierrefitte, Stains, Le Bourget. Pierrefitte hatte abwechselnd, wenn ich nicht irre, Besatzungen vom 4. und vom Garde-Corps, in Stains lag 1., in Le Bourget 2. Garde-Division. Alle drei Punkte waren während der ganzen Belagerung unausgesetzte Streitobjekte, alle hatten ihre Vorpostenkämpfe, alle erhielten ihr Quantum Granaten und zählten eminent zu den ungemüthlichen Aufenthaltsorten; — ein Gegenstand ernster Kämpfe jedoch war nur Le Bourget. Ob dies in irgend einer für die Vertheidigung bedeutsamen Terrainbeschaffenheit oder lediglich darin seinen Grund hatte, daß Le Bourget Eisenbahnstation an der wichtigen Linie Paris-Soissons war, laß ich dahin gestellt sein. Es genügt die Thatsache, daß es — etwa wie

Meudon-Clamart im Süden — ein bevorzugter Zankapfel wurde.

Auf dies Le Bourget fuhren wir nunmehr zu*); wir erreichten es um die elfte Stunde.

Es ist ein Dorf wie andre mehr; massiv gebaut, die Straßen breit, die Gärten von Mauerwerk eingefaßt, am Südende der Bahnhof, nach Westen hin der Kirchhof. Am 20. September Abends war es von den Unsren besetzt worden. Es dunkelte schon, als wir damals in dasselbe einrückten; alle Thüren zu, kein Mensch im Dorf; über die Straße hin, feurigen Auges, huschte eine Katze, ängstlich und hungrig zugleich. Sie war alles, was die Bewohner

*) Auf dem Wege dahin passirten wir den daneben gelegenen, ebenfalls vor unserer damaligen eigentlichen Front befindlichen Punkt: das Dorf Stains. Es interessirt weniger durch die Quantität des Zerstörten, als durch die Form, die die Zerstörung an dieser Stelle angenommen hat. Stains hat ein Schloß. Das Feuer von Double Couronne faßte dies Schloß so eigenthümlich, daß gerade die Nordwestecke des Schlosses wegrasirt wurde, wodurch das dahinter befindliche Zimmer eine Art großes Eckfenster erhielt. Die Ausschmückung des Zimmers selbst steigert noch den Effekt. Ein Basrelief-Fries, alle Phasen der Jagd darstellend, zieht sich an den Wänden hin: Piqueure, Hörner und klaffende Meuten; zwischen das Geweih des gejagten Hirsches hindurch ist eine Granate gegangen. Vor dem Schlosse stehen Orangeriekübel, scheinbar von Gärtnerhand geordnet; aber es waren Grenadiere, die sie hier aufstellten und über die Kübel hinweg ihren Vorpostenkrieg nach den Forts von St. Denis hin unterhielten.

von Le Bourget für uns zurückgelassen hatten. »Es war unheimlich und ominös zugleich;« so schrieb damals ein Augenzeuge. Und in der That, Tage sollten kommen, die für einzelne Bataillone der 2. Garde-Division verhängnißvoller wurden, als der Sturm auf St. Privat. Zweimal wurde hier gekämpft, am 30. Oktober und am 21. Dezember. Ueber beide Kämpfe bericht' ich in Nachstehendem in der Kürze.

Die Besetzung am 20. September, — wenigstens in der Ausdehnung, die wir ihr ursprünglich gegeben hatten — war nur von kürzester Dauer gewesen. Schon am andern Tage nahm man die Compagnien wieder rückwärts und ließ nur eine Feldwache im Dorf, mit der Weisung: im Fall eines Angriffs sich auf das Gros der Division zurückzuziehn. Diese Weisung, die nachher kritisirt worden ist, war gewiß die der Situation am meisten entsprechende. Es konnte sich nicht darum handeln, hier jedem Angriff gewachsene Truppenmassen anzuhäufen, sondern nur darum, den Ort überhaupt zu haben; mit wie viel war gleichgültig; ja »mit je weniger desto besser«. Denn an große Zahlen knüpfte sich selbstverständlich auch die Wahrscheinlichkeit großer Verluste. So kam der 28. Ok-

tober. Das belagerte Paris machte seine ersten Anstrengungen, den inzwischen zum Entsatz herbeieilenden Hülfsarmeen die Hand entgegenzustrecken. Nach verschiedenen Seiten hin brach man vor. Le Bourget wurde von den Franzosen genommen. So natürlich nun dies war, so gewiß unsere Feldwache die Ordre gehabt hatte, sich vor jedem ernsteren Angriffe zurückzuziehen, so glaubten wir doch nach wie vor, dieses Platzes im Vorterrain unserer Stellung nicht entbehren zu können. General-Lieutenant von Budritzki, Commandeur der 2. Garde-Division, erhielt also Befehl, das Dorf wieder zu nehmen. Dies führte zu dem ersten Kampf um Le Bourget.

Der 29. Oktober verging ruhig. Am 30. früh rückten wir in drei Colonnen an, die beiden Seitencolonnen aus je 2 Bataillonen (Franz und Alexander), die Hauptcolonne aus 3 Bataillonen Elisabeth und 1 Bataillon Augusta bestehend. Diese Hauptcolonne führte Oberst Graf Kanitz; hier befand sich auch General v. Budritzki. Der Plan ging dahin, das ganze Dorf zu umschließen und was drin steckte, gefangen zu nehmen. Dies glückte auch, aber unter viel schwereren Opfern, als man geglaubt hatte annehmen zu dürfen. Die Vertheidigung war brillant.

Trochu hatte allerbeste Truppen hier vorbeordert: Garde-Voltigeurs, Linie vom Corps Vinoy, Mobilgarden der Seine, darunter das 12. Bataillon unter Oberst Baroche. Um 9 Uhr war die Umfassung ausgeführt; fünf Garde-Batterien hatten den Angriff vorbereitet. Jetzt galt es zuzufassen; aber wo und wie? Das Dorf glich einer Festung; nirgends eine mannsbreite Oeffnung zum Eindringen; nur Häuser und Mauern. Die Colonne Kanitz hielt vor dem Nordeingang; eine hohe Barrikade sperrte den Weg. Also Sturm! Das 2. Bataillon Elisabeth hatte die Tête. Die Fahnenträger fielen; da nahm General v. Budritzki, alten Ruhmestraditionen der preußischen Armee getreu, die sinkende Fahne und erstieg allen vorauf die Barrikade, um und neben ihm die Obersten v. Zaluskowski, Graf Kanitz, Graf Waldersee, die beiden letztern eben erst, von ihren Wunden genesen, aus der Heimath zurückgekehrt. Dieser Moment des Eindringens schien die Entscheidung gebracht zu haben, aber nicht das Ende dieses blutigen Ringens; drei Stunden lang wurde der Häuserkampf mit seltener Erbitterung fortgeführt. Als die Mittagglocke ihre zwölf Schläge that, war alles vorüber; aber 14 Offiziere waren todt, unter ihnen Oberst v. Zaluskowski und Oberst Graf

Waldersee. Mancher war als Opfer seiner Menschlichkeit gefallen, so die Lieutenants v. Merckel und v. Schönitz, die durch Revolverschüsse niedergestreckt wurden in demselben Augenblick, wo sie den erbetenen Pardon gewährt hatten. Unter den Gefallenen war auch der 17jährige Graf Haugwitz vom Garde-Schützen-Bataillon, der als einzig unverwundet gebliebener Offizier die Reste seines Bataillons bei Amanvilliers (St. Privat) aus dem Feuer geführt hatte. Auch der Feind hatte schwer gelitten. Unter seinen Gefallenen war Staatsrath Baroche, Oberst und Commandeur des 12. Bataillons der Pariser Mobilgarden, Sohn des Ministers und Siegelbewahrers*); — er hatte sich während des ganzen Kampfes durch Bravour und Kaltblütigkeit hervorgethan. Am erbittertsten (wie so oft) war um die Kirche gekämpft worden, in die sich 8 französische Offiziere und 20 Garde-Voltigeure zurückgezogen hatten. Sie hielten sich bis zuletzt. Unsere Franz-Grenadiere, die das Gebäude endlich nahmen, konnten es nicht anders als dadurch, daß die einen die andern in die hohen Fenster hineinhoben, von wo aus nun die Obenstehenden ein Feuer in die Kirche hinein

*) Der Sohn fiel am 30.; der Vater war am Tage vorher, 29. Oktober, in London gestorben.

unterhielten, bis nahezu alles getödtet war. Ein kleiner Rest streckte die Waffen. Le Bourget und 1400 Gefangene waren unser; aber sie waren theuer erkauft.

Dies war der erste Tag von Le Bourget gewesen; ein zweiter sollte folgen, hervorgegangen aus einem abermaligen Versuche der Pariser Besatzung, den heranmarschirenden Hülfs-Armeen, diesmal speziell der Nordarmee unter Faidherbe, die Hand entgegenzustrecken. Der Tag verlief wie folgt.

In zwei Colonnen rückte der Feind am 21. Dezember früh gegen Le Bourget vor*). Von einer eigentlichen Ueberraschung konnte keine Rede sein, denn ein heftiges Bombardement aller zunächst gelegenen Forts leitete den Angriff ein. Aber der uns aus diesem Avis erwachsende Vortheil fiel nicht schwer ins Gewicht, da wir den anrückenden Colonnen, die auf 5000 bis 6000 Mann geschätzt wurden, nur etwa eben so viele Hunderte entgegen zu stellen hatten: 4 Compagnien

*) Nach einem inzwischen erschienenen offiziellen Bericht des Admirals de la Roncière, der, wenn ich nicht irre, von St. Denis aus die ganze Aktion leitete, griffen das Marine-Bataillon und das 138. Regiment unter Führung des Fregatten-Capitains Lamothe-Tenet den nördlichen Theil, das 134. Linien-Regiment das Südende des Dorfes an. Das 10., 12., 13. und 14. Mobilgarden-Bataillon der Seine demonstrirte nur.

Elisabeth und 1 Compagnie Garde-Schützen. So viel sich erkennen ließ, dirigirte sich der Feind gegen Süden und Westen des Dorfes. Die Unsren schoben deshalb 2 Compagnien Elisabeth und die Garde-Schützen-Compagnie bis an den Bahnhof (Südende) vor und legten den Rest: 2 Compagnien Elisabeth, in den Kirchhof, von wo aus man nach Westen hin ein gutes Schußfeld hatte. Dieser Kirchhof, wie immer die Kirchhöfe, wurde zum entscheidenden Punkt. Hier drangen die Marine-Füsiliere, eine Elite-Truppe des Feindes, mit stürmender Hand ein, nahmen 125 Elisabeth-Grenadiere gefangen und hielten sich dann an dieser Stelle bis gegen 3 Uhr Nachmittags, wo ihnen endlich, nach heftigem Ringen, die genannte Position wieder entrissen und nunmehr unsererseits gegen 400 Gefangene gemacht wurden. Diese Wendung des Tages war durch das Eintreffen zweier frischer Garde-Bataillone: 1 Bataillon Franz, 1 Bataillon Elisabeth, herbeigeführt worden. — Unsere gegen Süden hin aufgestellte Colonne hatte das Glück gehabt, sich gegen alle Angriffe des von dieser Seite her angreifenden Feindes halten zu können. So viel über diesen Kampf im Allgemeinen.

Die Helden des Tages, auf Seiten des Feindes,

waren die Marine-Füsiliere gewesen. Zwei Compagnien stark hatten sie den Kirchhof genommen, hatten ihn 6 Stunden lang gehalten und waren dann endlich, als unsere Verstärkungen eintrafen, sämmtlich getödtet oder gefangen genommen worden. Es waren ausgezeichnete Soldaten, die, nachdem das Spiel vorüber, sich wieder ganz und gar als die heiteren, gutgelaunten Franzosen erwiesen. Sie standen gern und freundlich Rede und Antwort. »Man hat uns vorwärts geschickt und schließlich in der Klemme sitzen lassen. Que voulez-vous que nous y fassions?« Von den Mobilgarden hielten sie nicht viel, und von den Nationalgarden gar nichts; jene waren »Soldats de paccotille« und diese bloße »blagueurs«.

So viel über diese Elite-Truppe. Die gefangenen Liniensoldaten des Feindes gehörten größtentheils dem 138. Regimente an. Sie wurden in der Kirche untergebracht, wo sie es sich mit guten Decken (die sie mit sich führten) auf Bänken und Stühlen leidlich bequem machten. Auch bei ihnen war von Niedergeschlagenheit nichts wahrzunehmen; sie rauchten, schwatzten und gestikulirten, als säßen sie im Café. So erzählen die, die mit dabei waren.

Dieser zweite Kampf um Le Bourget, wiewohl er dem ersten an Ausdehnung, wenn auch freilich nicht an Opfern*), nachstand, hat den Oktoberkampf in den Herzen der Betheiligten etwas zurückgedrängt. Von einer Rivalität der Truppentheile kann dabei nicht wohl die Rede sein, da es nahezu dieselben Regimenter waren, die hier den ersten wie den zweiten Kampf um Le Bourget zu bestehen hatten. Und doch muß sich irgendwo ein Grund für die angeführte Thatsache auffinden lassen. Ich glaube, er liegt einfach darin, daß alle Kämpfe, die nicht nur eminent lokal sind, sondern auch ganz bestimmte und zwar dauernde Anlehne-Punkte haben, unserer Phantasie und dadurch auch unserem Interesse mehr zu Hülfe kommen, als solche Kämpfe, die dieser Anlehne-Punkte entbehren. Ein meilenweites Blachfeld z. B., auf dem laut Sage

---

*) Die Verluste an beiden Tagen stellten sich so:
30. Oktober: 35 Offiziere, 449 Mann,
21. Dezember: 14 Offiziere, 409 Mann.
Dies ergiebt für den 21. Dezember einen verhältnißmäßig viel größeren Verlust, da am letztgenannten Tage nur etwa 3, am 30. Oktober aber 9 Garde-Bataillone im Kampf waren. Der 30. Oktober zeichnet sich nur durch seinen unerhört großen Verlust an gefallenen Offizieren aus. Von der obengenannten Zahl (35) waren 14 todt. Es liegt das an der Art, wie der Kampf geführt wurde. Alles war ein Barrikaden- und Häuserkampf. Ihren Truppen vorauf, wurden die Offiziere, auf 5 Schritt Distance, in Kopf oder Brust, tödtlich getroffen.

und Geschichte 100,000 Mann an einander gestoßen sein sollen, macht gar keinen Eindruck auf uns, während wir durch einen Engpaß, oder durch eine Straße, in denen jedes Haus, jeder Felsblock eine Spezial-Kampfesgeschichte hat, mit einer gewissen Andacht und Gehobenheit schreiten. Es giebt einzelne Musterstücke derart. Kissingen mit seinen Gradirwerken, seiner Lindelsmühlbrücke und seinem Kirchhof wird hundert andere Kämpfe blos schon aus dem Grunde überdauern, weil es solche bestimmte, faßbare und voraussichtlich noch auf lange hin verbleibende Lokalitäten aufzuweisen hat. Und so auch Le Bourget am 21. Dezember. Der Kirchhofskampf jenes Tages läßt sich an gefällten Bäumen, zerschlagenen Gittern und Denkmälern bis auf diese Stunde hin sichtbarlich verfolgen, während die Barrikaden vom 30. Oktober fort sind und kaum noch der Stelle nach, die sie einnahmen, bestimmt nachgewiesen werden können. Im Lokalen steckt in drei Fällen von vier jene poetische Bedeutung, die schließlich, über alles andere hinaus, den Ausschlag giebt.

Im innigsten Zusammenhange damit ist es denn auch, daß dieser Kirchhofskampf bereits seine verschiedenen Versionen gefunden hat, namentlich mit

Rücksicht darauf, wie uns in früher Morgenstunde der Kirchhof verloren ging. Bestimmtes hierüber zu ermitteln, wird schwer halten; denn, wie so oft, die »Besten sind todt«.

Der offizielle Bericht glaubt annehmen zu dürfen, daß der Kirchhof, nach heldenmüthigem Widerstande, von französischen Abtheilungen genommen wurde, die zuvor in die Nordhälfte des Dorfes eingedrungen waren; die Bewohner von Le Bourget aber lassen den Angriff direkt von Westen her erfolgen. Das hat manches für sich. Hier, in Front der Kirchhofsmauer, dehnt sich, bis nach Courneuve hinüber, ein Feld und ein Wiesenstück, durch das ein halb ausgetrockneter (damals überfrorener) Bach fließt. In dem muldenartigen Bett dieses Wässerchens schlichen sich die Marine-Füsiliere heran, sprangen plötzlich auf, suchten mit größter Bravour die Mauer zu erklettern, wurden niedergeschossen (hier fiel ihr Führer, der Lieutenant zur See Pellterian), erneuerten den Ansturm zweimal, dreimal, bis sie endlich, als Fähnrich v. Brixen, der hier unsererseits kommandirte, gefallen war, in den Kirchhof eindrangen.

Wenn man auf diesem letzteren Umschau hält, so scheinen beide Versionen gleich berechtigt zu sein,

da am Nord- und am Westende des Kirchhofs alles gleichmäßig niedergetreten ist. Man darf aber nicht vergessen, daß unsere Wiedereroberung des Kirchhofs sehr wahrscheinlich von Norden her stattfand, so daß also die Version der guten Bürger von Le Bourget bis auf Weiteres die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Das Hauptinteresse weckt die Stelle, wo die beiden Führer dieses Kampfes beinah in derselben Minute fielen; draußen der eine, drinnen der andere; die Mauer dazwischen. Wo Brixen fiel, liegt ein alter französischer Grabstein, nun zerbrochen, und trägt die Inschrift: Ici repose ma femme Felicité Lépine. Elle fût bonne épouse et bonne mère. Elle est regrettée de tous ses amis. Passants priez pour elle! Keiner in jener heißen Stunde wird dieser Bitte gewillfahrt haben.

Wenige Schritte von einander, so sagt' ich, fielen die beiden Gegner, — zusammen wurden sie bestattet.

Neben dem Kirchhof läuft ein großer herrschaftlicher Garten; schöne Gitter unterbrechen das Mauerwerk und gönnen einen Blick auf die vorgelegene Wiesenlandschaft. Hier, am Westrande des Gartens, hat die 1. Compagnie Elisabeth aus Sandstein-Quadern

ein Monument errichtet, eine 15 Fuß hohe Pyramide, mit Kreuz und Inschrift-Tafeln: »Mortui pro patria requiescant in pace«. Dann folgen die Namen von Freund und Feind. Epheu, noch spärlich, umrankt das Gestein.

Ich pflückte ein Blatt, legte den ersten Blüthenzweig eines nebenstehenden Apfelbaums hinzu und nahm beides, wie die Zeichen von Tod und Auferstehung, mit heim zur Erinnerung an Le Bourget.

Mont Avron.

Ein ödes Haideland,
Kein Baum versendet Schatten, kein Quell
durchdringt den Sand.
Uhland.

* * *

Am Spalier
Granatenblüthe lob' ich mir;
Aber Zuckerhut-Granaten
Dürfen nicht dazwischen gerathen.

Le Bourget lag hinter uns; wir fuhren jetzt unserem darüber hinausliegenden, eigentlichsten Tagesziele zu, dem Mont Avron.

Der Weg führt über Drancy und Bondy nach Raincy und Villemomble, von denen das letztere, übrigens im unmittelbaren Anschluß an Raincy, schon zu Füßen, respektive am Abhange des Avron-Hügels gelegen ist. Alle diese Dörfer, wie auch Dugny, Stains und Le Bourget, deren Besuch diesen Tag einleitete, sind so uncharakteristisch wie nur möglich; ich will den sehen, der im Stande ist (wenn er nicht ein Studium daraus gemacht hat), sie in seiner Er-

innerung auseinander zu halten. Sie scheinen alle denselben Kirchthurm zu haben, der immer vorausgeht, um den Reisenden, der sich orientiren möchte, zu vexiren. Die einzige Ausnahme macht Raincy, das allerdings ein ganz entzückendes Stück Erde repräsentirt. Man könnte es ein in einen Parkwald hineingebautes Villen-Dorf nennen, eine ins Quadratische umgestellte Thiergartenstraße, ein höher potenzirtes Nieder-Schönhausen, das alle Tugenden einer Villeggiatur in sich vereinigt: Stille, Frische, Lauschigkeit, Sonne und Schatten, je nachdem Tag und Stunde das eine oder andere wünschenswerth erscheinen lassen. Nach meinem Geschmack allen andern französischen Dörfern der Art, so weit ich sie kennen lernte, überlegen.

Es war 1 Uhr, als wir in Villemomble hielten; eine Querstraße des Dorfes führt in ihrer Verlängerung gerade auf den Avron hinauf. Wir nahmen jetzt diese Richtung.

Einzelne Häuser bezeichneten den Weg und zogen sich bis auf das Plateau selber, das noch vor Kurzem bestimmt schien zu einem »hochgelegenen Raincy« zu werden, zu einem Villendorf, das außer Stille und Parkschatten auch noch die Vorzüge einer frischeren

Luftschicht und eines entzückenden Panoramas gehabt haben würde. Die Anfänge dazu waren gemacht, als der Krieg dazwischentrat und diese Pläne durch Rasirung des Plateaus auf lange hin zerstörte.

In halber Höhe des Abhangs, unmittelbar zur Linken des Weges, besaß Monsieur Maistle, Architekt und Baumeister (dessen Bekanntschaft ich bereits im Maison impériale zu St. Denis gemacht hatte) eine Villa, die er vorläufig durch eine Art Major Domus verwalten ließ. An diesen Hausmeier waren wir empfohlen; er sollte den Wirth machen. In diesem Worte lag für Personen, die seit 5 Stunden viel gesehen, aber desto weniger gegessen hatten, ein begreiflicher Zauber, und wir eilten, uns dem stellvertretenden Beamten vorzustellen. Was die entscheidende Frage (das Frühstück) anging, so lag die Sache schwieriger, als wir gedacht hatten. Es war nichts da. Aber wo immer in der Welt hätte ein guter Wille nicht Aushülfe zu finden gewußt, ganz speziell in Gastlichkeitsfragen! Unser trefflicher Pastor, bewährt auch hier, leitete die Verhandlungen und einigte sich schließlich über folgendes Menu:

Entrée: Brod und Käse,

Pièce de Résistance: Rührei,

Zwischengericht und Gemüse: Butterblumen-Salat (Taraxacum),

Dessert: Brod und Käse.

In einer Stunde sollte alles fertig sein; bis dahin hofften wir das Plateau inspicirt zu haben.

Diesem schritten wir nunmehr zu. Wir plauderten unterwegs von den Bombardements-Tagen (27. und 28. Dezember) und ein in usum Delphini zusammengepreßter Inhalt unseres Gesprächs mag nachstehend zur Orientirung dienen.

Die Franzosen hatten den Avron Ende November besetzt. Sie verfuhren dabei nach einem ähnlichen Prinzip, wie wir bei Besetzung von Le Bourget: der Besitz vorgelegener Punkte sollte die eigentliche Stellung (hier also den Gürtel von Forts) nur noch fester machen. Das Prinzip, sag' ich, war dasselbe, aber die beiderseitigen Lokalitäten, die zu dieser größeren Festigung der Positionen hüben und drüben führen sollten, waren doch sehr verschieden von einander: Le Bourget ein offenes, wie auf einer Tischplatte daliegendes Dorf, Mont Avron eine natürliche Festung, besonders zum Angriff vorzüglich geschickt. In den Offensiv-Kämpfen des Dezember, also am 2. bei Brie und Champigny gegen Sachsen und Württem-

berger, am 21. bei Le Bourget gegen die Garden, hatte der Avron bedeutsam mitgesprochen; ebenso fiel er als Defensiv-Punkt bei einer brillanten Armirung (76 Geschütze) ins Gewicht. Dennoch lag hier seine Schwäche. Er konnte sich, trotzdem er zu erheblichem Theile im Schutze der Forts von Nogent, Rosny und Noisy le Sec gelegen war, gegen einen ernsten Artillerie-Angriff nicht halten, da die ihn in seiner eigentlichen Front, also nach Osten hin umstehenden Höhen, die Höhen von Raincy, Gagny, Chelles und Noisy le Grand, die dominirenden Punkte waren. An diesem Umstande scheiterte denn zuletzt auch alles; ein ernstes Mißgeschick brach herein. Man glaubte indeß, ehe es hereinbrach, es darauf ankommen lassen zu dürfen und konnte sich nicht entschließen, eine Position freiwillig zu räumen, deren etwaige Fährlichkeit, wenn man angegriffen wurde, durch die Vortheile, so lange man selber angriff, balancirt zu werden schien. Der Commandirende mochte zudem davon ausgehen, daß die Defensiv-Schwäche zwar theoretisch zuzugeben sei, praktisch aber, bei der immerhin enormen Entfernung, erst bewiesen werden müsse. Der 27. Dezember, zum Entsetzen der Besatzung, führte diesen Beweis. In der voraufgehenden Nacht, in der sich

die Franzosen viel mehr mit der Frage unterhielten: »wie man sich gegen die Kälte, als wie man sich gegen die Preußen schützen könne«, hatten diese letzteren 8 Batterien in Position gebracht, und eh' noch die achte Stunde heran war — es nebelte und ein dünner Schnee fiel — fielen mit rasender Gewalt und unerbittlicher Präcision die Geschosse von vier 24pfünder und vier 12pfünder Batterien auf das Plateau des Avron nieder. Der Erfolg war so schnell und so vollständig, daß nur eine einzige französische Batterie, von Marine-Soldaten bedient, den Tag über aushielt; alle anderen waren gezwungen, nach den ersten Schüssen ihr Feuer einzustellen, weil unsere Batterien sie von drei Seiten her faßten. Die Franzosen suchten Schutz hinter Traversen und Brustwehren, viele in Kellern und Erdhöhlen; man war nur Objekt einer Aktion, während jede eigene Aktion sich als unmöglich herausstellte. Nichtsdestoweniger wurden in der folgenden Nacht (27. auf den 28.) 2 Divisionen Infanterie auf die Höhe gezogen. Dies war ein verzweifeltes Mittel. Schritten wir zum Sturm, so hatte diese Infanterie-Anhäufung einen Sinn, unterließen wir diesen Sturm aber und setzten die Beschießung einfach fort, so konnten durch solche Truppen-Ansammlungen nur eben einfach

die Verluste gesteigert, vielleicht verzehnfacht werden. Trochu selbst eilte herbei, lobte, sprach zu, ermuthigte; so hielt man noch die Tagesstunden des 28. aus; jedoch um 4 Uhr Nachmittags schon begann der Rückzug. Der Mont Avron war der Superiorität unsrer Artillerie und freilich auch — unsrer Stellung erlegen. Am 29. wurde das Plateau durch Abtheilungen der 24. Division (Sachsen) besetzt. Die Besitznahme des Avron hatte den Fall von Paris, der gerade vier Wochen später erfolgte, eingeleitet.

Während dieses Geplauders hatten wir das Plateau erreicht. Es hat eine bedeutende Ausdehnung, die sich auf etwa 2000 Schritt Tiefe und 1000 Schritt Breite belaufen mag. Die Schmalseiten sind gegen Osten und Westen gekehrt. Der Anblick, den das Ganze gewährte, war der traurigsten einer. Was aber hier so trist und öde zu den Sinnen sprach, war zum allerkleinsten Theil ein Werk unserer Granaten, sondern resultirte aus drei Dingen, die mit der Beschießung nur sehr mittelbar zusammenhingen: aus der Abholzung des schönen Parks, der hier gestanden, aus dem fluchtartigen Rückzuge, den der Feind angetreten, endlich aus der Thatsache, daß sich seit jenen Dezember- und Januartagen noch kein neues Leben hier wieder

niedergelassen hatte. Es war alles, wie es gewesen war: ein wüster Tanzplatz; die Coulissen der Bühne verbrannt und niedergerissen. Nun sah das helle Tageslicht herein, aber noch war keine Hand erschienen, um aufzuräumen und die Ueberbleibsel an ihren Platz zu stellen. Am stärksten hatte ich diesen Eindruck in der Mitte des Plateaus, da wo seine Ost- und Westhälfte, die sich ziemlich scharf markiren, zusammenstoßen. An dieser Stelle war das »Camp« der Franzosen gewesen, und Granathülsen und Mitrailleusenbüchsen lagen noch in Masse umher, während an einzelnen Bäumen, daran die Pferde gekoppelt gewesen waren, noch Halfter und Ketten hingen.

Wir machten einen Umgang um das Plateau. Die Geschützemplacements waren noch deutlich zu sehen, ebenso die Laufgräben, die in Front der Batterien die ganze Osthälfte des Berges umzogen hatten. Sie waren jetzt halb zugeschüttet. Wie vielen sie gleichzeitig als Grab dienen, wird nie festgestellt werden. Die Leute, die uns begleiteten, sprachen von 2000. Indeß ist nichts mißlicher, als solche Angaben. Wer die Märztage 1848 erlebt hat und sich erinnert, daß die gefallenen Soldaten (genau 17) damals, allgemeiner Sage nach, Spreekahnladungsweise nach Span-

bau geschafft worden waren, ist ein- für allemal ungläubig in Bezug auf Zahlen aus Volksmund. Andererseits kein Zweifel, daß die Verluste auf dem Avron sehr beträchtlich gewesen sein müssen. Es hätte sonst kein Grund vorgelegen, ihn so fluchtartig zu räumen.

So interessant nun auch der Besuch dieser »Stätte der Zerstörung« war, so war doch das Wichtigste, was mir dieselbe bot, nicht ihr romantischer Schrecken, auch nicht ihr landschaftlicher Schönheitsreiz, sondern der Einblick in die Situation, den sie gewährte. Keine Beschreibung, keine Reliefkarte können einem das geben, was einem ein einziger Augenblick hier an Verständniß aufthut. Dort, nach Osten hin, der Höhen-Halbkreis, von dem unsere Batterien donnerten; hier, nach Westen hin, in Form eines Riesenwürfels, das Plateau von Romainville, besetzt und überragt von Fort Nogent, Rosny, Noisy le Sec und den Giebeldächern ihrer großen Kasernen; zwischen diesen östlichen und westlichen Bergmassen ein breites Thal, und aus der Mitte dieses Thals, wie ein Kegel aufwachsend: der Mont Avron. Wer hier eine Minute gestanden hat, weiß, was dieser Kegel während der Belagerung für Freund und Feind bedeutete!

Es schlug 2 unten im Dorf, als wir uns zur Rückkehr anschickten. Ich verließ das Plateau mit Empfindungen, wie man einen wüstgewordenen Kirchhof verläßt. Fünf Minuten wirken die verfallenen Gräber noch nach, dann athmet man wieder auf, doppelt froh in dem Gefühle, »sich des himmlischen Lichtes noch zu freun«.

In solcher Stimmung erreichten wir die Villa des Herrn Maistle. Ein angenehmer Duft, der unverkennbar aus dem Souterrain kam, zog über den Flur. Mit der ganzen Begehrlichkeit eines ungefrühstückten Menschen traten wir in das Eßzimmer, ohne Ahnung davon, in wie eigenthümlicher Weise uns der Genuß dieser Stunde getrübt werden sollte.

Eh' wir uns noch setzen konnten, trat nämlich der Hausmeier an uns heran, um, wie er sich ausdrückte, in einer delikaten Angelegenheit unseren Rath zu erbitten. Wir folgten unverzüglich. Es ging einen Gartensteg entlang, dann einen zweiten, bis wir an einem Theil der Einfassungsmauer standen, der gerade hier einen prächtigen, am Spalier gezogenen Aprikosenbaum zeigte. Zu Füßen eben dieses Aprikosenbaums lag eine umgestülpte Kiste, auf die der Hausmeier hinwies. Die Situation schien weiter nichts Bedroh-

liches zu haben. Nach meiner Meinung konnte sich unter dieser Kiste nur zweierlei befinden, entweder ein Igel oder eine Schildkröte. Ich entsann mich deutlich, in Zeiten die nicht mehr sind, diesen vielbenachtheiligten Creaturen (weil nur auf die Defensive eingerichtet) eine ähnlich kummervolle Wohnung angewiesen zu haben. Es kam aber anders. Was da drunter lag, war so offensiv wie möglich; — der Hausmeier nahm die Kiste weg und eine 24pfündige unkrepirte Granate sprach zu unseren Blicken. Gleichzeitig erging die Frage an uns, »was er damit machen solle?« Wie aus einem Munde riefen wir: »zunächst zudecken, liegen lassen; das andere wird sich finden«. Wir schritten nun wieder auf das Haus zu und proponirten unterwegs: »unmittelbar nach unserem Aufbruch (dies »nach« wurde sehr betont) ein unglaublich tiefes Loch zu graben und in diesem Loch die Granate zu bestatten«. Dies schien auch angenommen zu werden. So setzten wir uns denn zu Tisch. Das Rühreі kam, auch der Taraxacum-Salat, aber wir kauten etwas hoch, — die Seele aller Fröhlichkeit, die Unbefangenheit, war hin. Draußen am Aprikosenbaum, keine 50 Schritt von uns entfernt, lag die unkrepirte Riesengranate. Riesenschlange wäre nicht unbehaglicher gewesen.

Endlich waren wir mit unserem Dejeuner zu Ende. Wir traten in den Garten, um uns unserem freundlichen Vicewirth zu empfehlen. Alles war gut abgelaufen; da, kaum zu glauben, stand der Unglückselige wieder vor dem umgestülpten Kasten und mit ihm zwei Unteroffiziere von der Garde-Artillerie. Also Leute von Fach. Aber das eben war das schlimmste. Wenn gesagt worden ist: die Kirche ist am meisten durch ihre Diener gefährdet worden, so kann man dasselbe auch von der Granate sagen. Die Gefahr sind und waren immer die Sachverständigen. Ihre Sachverständigkeit erstirbt in ihrer Sicherheit. Diese Thatsache war uns glücklicherweise gegenwärtig. Wir machten es also mit unserem Abschiede kurz, nahmen dann Deckung und rückten 5 Minuten später in Villemomble ein, ohne bis dahin den Knall gehört zu haben, auf den wir warteten.

Am Plateau von Romainville vorbei ging unsere Rückfahrt. Zu guter Stunde hielten wir wieder in St. Denis.

Die Mühle von Sannois.

Und wenn die Kön'ge riefen ihre Heere,
Schlug ihnen hier manch tapfres Herz entgegen, . .
Es troff manch Schlachtgefild von ihrem Blute
Und dieses Haus hielt immer fest am Degen.

B. v. Lepel.

* * *

Im Schwarm der Welt, wieviel des eitlen Strebens,
Nur Einsamkeit ist Vollgenuß des Lebens,
Wo sind zwei Herzen die sich ganz verstehn?

Platen. (In der Rousseau-Stube auf der Petersinsel.)

Der nächste Tag gehörte einem Ausflug in den Norden und Nordwesten, wie der Tag vorher (Le Bourget und Mont Avron) ein Ausflug in östlicher und südöstlicher Richtung gewesen war. Ort und Stunde der Abfahrt wie am Tage vorher: Maison impériale, 9 Uhr. Unser verehrter geistlicher Herr nahm wieder die Zügel und dirigirte den Wagen und — uns selbst.

Heute waren es die Lager- und Kampfesplätze des IV. Corps, über die unser Weg ging, — Städte, Dörfer, Waldstreifen, in denen, bis zum Schlusse der Belagerung, die Regimenter der 7. und 8. Division

unterm Nahfeuer dreier Forts gelegen und alle Vorstöße und Durchbruchsversuche des Feindes zurückgewiesen hatten. Unser Programm lautete Villetanneuse, Pierrefitte, Montmagny, Deuil, Montmorency, Enghien, St. Gratien, Sannois. Der Rückweg blieb höchster Entschließung vorbehalten.

Von den vorgenannten acht Ortschaften liegen die ersten vier am Abhange jenes Höhenzuges, der hier nach Norden hin Paris und das Seine-Thal umspannt, während Montmorency und Enghien, St. Gratien und Sannois entweder den Bergrücken krönen oder sich hinter demselben verstecken. Sie bildeten deshalb auch relative Ruhe- und Sicherheitspunkte für die Unsrigen, während Villetanneuse, Pierrefitte, Montmagny und Deuil vollständig »Scheibe« waren. Sie lagen, insonderheit die beiden ersten, in gerader Schußlinie von Double Couronne, viele Tausende von Granaten flogen über den schmalen, keine 1500 Schritt breiten Zwischenraum, aber, ewig unbegreiflich, mit Ausnahme eines Zahlmeisters oder Intendantur-Beamten, der in Deuil beim Frühstück saß, ist Niemand, so viel ich weiß, durch diesen Eisenhagel getroffen worden. Erst während der eigentlichen Bombardementstage änderte sich das, und auch hier, wie überall, mußten weitere Opfer

gebracht und beklagt werden, aber bis dahin schliefen unsere Vorposten-Bataillone ruhig unter dem Gekrach der Granaten und ein Sangerhausener Jäger konnte ruhig an die Mauer schreiben:

Ein leises Wölkchen steigt auf zur Sonne,
Ein Knall rollt herüber von Double Couronne,
Ein eiserner Bote nach La Barage, —
Vorbeigeschossen! Blamage, Blamage.

In der vierten Zeile hab' ich nicht umhin gekonnt, mir eine abschwächende Correctur zu erlauben; — der Jäger hatte sich energischer ausgedrückt. Manchem, der jenes Weges kam, wird die Originalfassung noch freundlich in Ohr und Herz klingen.

Das Interesse, das diese am Abhang liegenden Dörfer einflößen, ist lediglich ein kriegsgeschichtliches »im Armee-Corps-Verbande«; wer hier winterlang unter obligater Glühwein- und Fortepiano-Heizung, Skat oder 66 gespielt hat, dem werden diese weißen, wüsten Häuserreihen, die an Stelle ihrer alten Bezeichnungen bald die Namen: Schloßfreiheit, Augusta-Straße und viele andere minder vornehm klingende Titulaturen annahmen, ewig in Erinnerung bleiben; — auch die Langeweile solchen Winters (und sie war nicht klein) trägt einen Glorienschein. Wer aber nicht hier lag und nie in die Lage kam, »den eisernen Boten

von Double Couronne«, wie jener Sangerhausener Jäger im Lapidarstyl feiern zu können, der ist doch froh, wenn er diese gleichmäßig nichtssagenden Ortschaften hinter sich hat und endlich die Höhe, den Rücken jenes Bergzuges erreicht, auf dem Montmorency und Enghien (das eine in das andere übergehend) gelegen sind.

Montmorency und Enghien, schönklingend in sich, wie steigert sich die Schönheit dieser Namen unter dem Einfluß alles dessen, was mitklingt: das Trompetengeschmetter von Pavia, der Reitersturm von Castelnaudary und das »eh bien, mes amis« im Wallgraben zu Vincennes.

An die Hochromantik dieser Namen reicht freilich die Wirklichkeit, die uns beide Städte erschließen, nicht hinan; alles Hübsche, was da ist, ist flach-modern und was alt ist, ist einfach häßlich. Und keineswegs von jener *höheren* Häßlichkeit, von der es heißen durfte: le laid c'est le beau. Der Markt, die Fleischhallen, — ein mittelalterliches Gerümpel; das Schloß der Montmorencys aber abgetragen und zerstört.

Und bei diesem äußerlichen Abtragen und Zerstören ist es nicht einmal geblieben; alle diese Dinge sind vor allem auch abgetragen im *Gemüthe des*

Volks. Dasselbe Volk, das, wie uns diese letzten Monate zur Genüge gelehrt haben, mit Henri quint ein für allemal fertig ist, es ist au fond auch fertig mit Henri quatre; es hat aufgeräumt mit seinen gloriosen Erinnerungen, und wie man überall in der Christenheit die Kreuzzüge begraben hat, die doch am Ende mehr waren als alles, was nach ihnen kam, so hat man in Frankreich auch die Blüthentage des spätern Ritterthums, die Tage von Dreux und Ivri, und hundert andere mit ihnen, zu den Todten geworfen. Die alten Romanzen-Namen, an die sich so viel Schönes und Hohes und Großes knüpft, sie wirken nur noch wie Legenden; man fährt mit einem »ah bah« dazwischen, und Felix Pyat oder Pascal Grousset sind mehr Losungs- und Haushaltsworte geworden, als es vielleicht je ein Noailles oder ein Montmorency war. Solche Namen wecken nur noch ein Lächeln wie Gespenstergeschichten. Wenige die noch daran glauben.

Die Montmorencys sind todt, auch in Montmorency selbst! An ihre Stelle ist ein anderer Name getreten, nicht neu mehr, aber — modern. Die neue Zeit wurzelt zu gutem Theile in dem Träger dieses Namens: Jean Jacques Rousseau. Er lebte hier drei, vier Jahre, und die Erinnerung an diese Rousseau-

Zeit hat in Montmorency alles Alt-Historische in den Hintergrund gedrängt. Die erste Revolution, ehrlich und gründlich in allem, ging in ihrer Huldigung so lächerlich weit, daß sie selbst den Namen des Ortes strich und den Namen »Emile« an die Stelle setzte. Das hat nun freilich nicht Dauer gehabt, ebenso wenig wie Terminal und Fruktidor, aber die »Eremitage des Jean Jacques« ist doch die Sehenswürdigkeit des Ortes geblieben und wer hierher kommt, um von der prächtigen Höhe aus, über die Villenstraßen von Neu-Montmorency hinweg, auf das in lachendem Glanze daliegende Paris zu blicken, der versäumt niemals, auch nach dem Rousseau-Häuschen zu fragen und mit bekannter Andachtsmiene auf die verschossenen Rococo-Möbel zu blicken. Er kann dann immer noch von Glück sagen, wenn ihn die Hand des Zufalls an die richtigen Fauteuils und Polsterstühle geführt hat, denn es streiten hier concurrirende Mächte um den Vorrang, um den Ruhm, die »eigentlichen« oder gar die »eigentlichsten« zu sein. Ich persönlich habe Montmorency verlassen, ohne über die Frage: »was ich denn eigentlich gesehen: Eremitage 1 oder 2 oder 3?« ins Klare gekommen zu sein. Nachträgliche Bemühungen haben Folgendes ergeben.

Rousseau bezog 1756 eine »Eremitage«, die ihm Frau v. Epinay, seine Freundin, auf ihrem Landsitz La Chevrette, in der Nähe von St. Denis, hatte errichten lassen. Hier schrieb er einen wesentlichen Theil der Neuen Heloise und begann (wahrscheinlich) den Emile. Der Aufenthalt in dieser »Eremitage« währte aber kaum anderthalb Jahr. Im Januar 1758 kam es zu einem Zerwürfniß zwischen ihm und seiner Freundin, in Folge dessen er La Chevrette verließ, um in Montmorency eine Wohnung zu beziehen. Er führte dies aus und bewohnte an letztgenanntem Orte abwechselnd ein Häuschen im Montlouis-Garten oder ein Schlößchen im Park des Herzogs von Luxemburg. Diese Angaben, die sich auf Notizen in seinen Confessions gründen, werden im Wesentlichen richtig sein. Wir hätten es hiernach mit einer Eremitage, einem Gartenhäuschen und einem Schlößchen zu thun.

Für mich erübrigt nur noch die Frage, welches ich von diesen Dreien gesehen habe? Sehr wahrscheinlich Nr. 2, das Häuschen im Montlouis-Garten.

Dies Häuschen, ohne in weitere Untersuchungen einzutreten, liegt jedenfalls reizend. Ein Schluchtenweg, im Rücken der Stadt, führt bis zu dieser stillen

Stelle nieder. Hohe Mauern scheiden den Garten von der Straße. Endlich ist ein verschlossener Eingang gefunden und auf unser Klopfen und Klingeln wird aufgethan. Die Scene verändert sich plötzlich; im Moment unseres Eintretens schon blicken wir, wie von oberster Stufe, in eine in Terrassen niedersteigende, dann wieder sich hebende Baum- und Blumenlandschaft hinein. Halb Park, halb Garten. Ein Dichter-Aufenthalt, wie er nicht schöner gedacht werden kann.

Ob die Tage, die Rousseau hier zubrachte, der dichterischen Schöne dieses Ortes entsprachen, muß leider bezweifelt werden. Es begannen eben damals jene »sechs Illegitimen« (Früchte des Dichter- und Waschfrauenthums), die er bis dahin gutes Muthes ins Findelhaus geschickt hatte, sein Gewissen zu beschweren und die Eifersüchteleien und Aergernisse mit Frau v. Epinay, die ihn aus der eigentlichen Eremitage in dies bescheidene »Häuschen« geführt hatten, waren schwerlich dazu angethan, seine Stimmung zu verbessern. Gleichviel, wenn es einen Platz gab, der glätten und sänftigen konnte, so war es dieser, wenigstens der Garten. Das »Häuschen« selbst, von früheren Umwandlungen zu schweigen, scheint im Laufe der Ereignisse, wie sie der Winter 70/71 brachte,

»leicht übergeplündert« zu sein; au fond indeß waren die Erinnerungsstühle sammt dem Gedächtniß-Sopha wohlerhalten geblieben und der militairische Tagesbedarf war an dem ohnehin dünnbeinigen Rococo rücksichtsvoll, vielleicht auch verächtlich vorübergegangen.

Viel mehr als durch den Krieg hat dieser auch jetzt noch beneidenswerthe Aufenthalt speziell durch den gelitten und eingebüßt, der doch in erster Reihe berufen sein sollte, ihn intakt zu erhalten, — durch seinen Besitzer. Dieser, wie in Verhöhnung gegen Rousseau, hat sich an eben dieser Stelle als ein Kuriositätenkrämer etablirt, der vor allem Gothik treibt. Wohl das Letzte, für das der anti-mittelalterliche Jean Jacques eingetreten wäre! Den Namen des Sammlers, der jetzt dies Häuschen sein eigen nennt, hab' ich vergessen. Er ist jedenfalls ein Original. So wie irgendwo alte Kapellen oder Dorfkirchen abgebrochen werden, ganz oder theilweis, ist er da und kauft die Dinge en gros: Apostel, Propheten, Heilige, Crucifixe, Rosetten, Fenster, auch wohl einen ganzen Strebepfeiler, und läßt alles hierher schaffen. Hier wird es alsbald an die hohe Gartenmauer geklebt und läuft nun in langer Linie, wie ein Riesen-Reliefbild, an dieser hin. Hier und dort schleicht sich

ein bischen Renaissance oder ein Abklatsch aus der Alhambra ein, aber die Gothik behauptet das Feld. Eine Art mittelalterliches Museum unter freiem Himmel aufgestellt! Ich wurde natürlich an Liancourt erinnert, an den bretonischen Grafen und den Bäcker Flêchel. Frankreich hat Ueberfluß an solchen Käuzen.

Dies Aufsuchen der »Eremitage«, die schließlich höchst wahrscheinlich die eigentliche Eremitage gar nicht war, sondern nur ein freilich gleichberechtigter Concurrent, hatte uns um mehr Zeit gebracht, als wir genau genommen zur Verfügung hatten; — wir eilten also das Versäumte wieder einzuholen. In verschärfter Gangart trabten wir an dem schönen See von Enghien, an den Villen hochstrebender Cocotten (die eine Vorliebe für diesen See und seine sulphuröse Heilkraft haben sollen) vorüber, vorüber auch an St. Gratien und der jagdschloßartig im Parke gelegenen Villa der Prinzessin Mathilde, bis wir Sannois erreichten. Wie Tags vorher die Ersteigung des Mont Avron, so bildete hier die Ersteigung des Mont des Moulins, des »Windmühlenberges«, das Ziel unserer Reise. Zwischen Pflaumenbäumen hin stieg der Weg schluchtartig empor. Endlich waren wir oben.

Der Berg schien bastionsartig vorzuspringen. Auf

dem Plateau standen: eine Mühle, ein Wirthshaus und ein Beobachtungsgerüst, auf welchem letztern ein großer Tubus, immer mit Richtung gegen Süden, wie ein kleines Geschütz im Anschlage lag. Um dies Rohr herum standen Offiziere aller Grade, einige von Dienst wegen, um von Minute zu Minute das Auge an das Rohr zu legen; die meisten waren Gäste wie wir. Sie kamen und gingen. Der Windmühlenberg von Sannois war eben in jenen Tagen die große Sehenswürdigkeit von St. Denis; — das in einem früheren Kapitel beschriebene Theater (neben dem Café de l'Industrie), was war es neben diesem Amphitheater?! Hier saßen wir, fast am Rande des Vorsprungs, blickten nieder in die Arena und sahen, wie die Versailler und die Föderalen, wie die dreifarbige und die rothe Republik mit einander rangen. Für den Philanthropen traurig, für den Maler entzückend. Zu unseren Füßen, eine Halbinsel bildend, zog die Seine eine mächtige Schleife, an deren Ufern, nach außen und innen zu, Argenteuil und Gennevilliers, Colombes und Asnières im funkelnden Sonnenlichte lagen. Lachendstes, friedlichstes Bild! Aber in diesem Augenblick blitzte es unten von Bayonnetten, in langer Colonne debouchirten Versailler Bataillone, passirten

die Brücke und schwenkten links, um die bei Asnières verschanzten Rothen in Flanke und Rücken zu fassen. Zugleich hüllte sich der Ehrenbreitstein-artig daliegende Mont Valerien in weiße Rauchwolken und in der nächsten Sekunde rollte ein dumpfer Donner erst über die Landschaft und dann langsam über das Häusermeer von Paris hin.

So verging eine Viertelstunde. Wir plauderten; wir berechneten die Chancen des Erfolges; da gewahrten wir, beinah plötzlich, wie von drüben her ein Gewittersturm dunkle Wolkenmassen gegen die Hauptstadt herantrieb. Der Horizont rückte näher und näher, und die immer rascher auf uns zukommende Regenwand löschte bereits strichweise die weißen Häusermassen aus. Jetzt war auch die goldene Kuppel der Invaliden, jetzt der Arc de Triomphe verschwunden, und kaum 10 Sekunden später standen wir selbst wie unter einem Wolkenbruch. Sauve qui peut. Alles floh in das Gasthaus hinein; weit über 50 saßen wir zusammengepfercht in einer einzigen Stube. Die gemeinsame Gefahr, und wär' es auch nur ein Regen, eint Freund und Feind.

Halb durchnäßt, dazu der wunderbare Dunst einiger zwanzig Caoutchouk-Mäntel, es war eine

Situation, der mit den kräftigsten Mitteln begegnet werden mußte. »Da hilft nur Knickebein« erklang es aus unserer Mitte. Knickebein? fragt' ich verwundert und wie in bangem Echo. Aber die Mühle von Sannois schien dies ziemlich unfranzösische Wort schon mehr als einmal vernommen zu haben, denn alsbald erschienen 5 Gläser, 5 Eigelb und zwei geschliffene Flaschen mit Cognac und Anisette. Von Hals und Kehlkopfs wegen sucht' ich zu protestiren, aber allgemeine Heiterkeit und die Versicherung: »dafür ist ja das Eigelb; Eigelb dämpft« antworteten mir.

So ging ich denn muthig vor.

Aber o Knickebein, deiner will ich gedenken; ein solches Bein war mir lange nicht gestellt worden.

Es schmeckte leidlich gut, aber ich zahlte den Genuß dieser Stunde mit — drei Tagen Halsentzündung.

Die Abteikirche von St. Denis.

Die Särge seiner Ahnen
Standen die Hall' entlang.
Uhland.

* * *

Um den nackten Hals
Trug, statt des Schmucks, er einen rothen Streifen,
Und als er, wie vordem, zu leichtem Gruß
Nach dem Baret auf seinem Haupte faßte,
Nahm er den Kopf von seinem blut'gen Rumpf.
(»Cromwells Traum.«)

Gleich eines der ersten Gespräche, das ich in St. Denis gehabt hatte (natürlich im Cerf), hatte etwa folgenden Verlauf genommen:

Was giebt es hier zu sehn?

Nichts.

In St. Denis nichts?

Nichts, natürlich mit Ausnahme der Cathedrale. Diese kommt dann freilich für alles auf, was sonst diesem wüsten Neste fehlt. Sie müssen sie nicht einmal sehn, sondern zehnmal, zu allen Tageszeiten, bei allen Beleuchtungen; je öfter Sie eintreten, je unentbehr-

licher wird sie Ihnen werden. Sie ist mein Trost hier, mein Glück, meine Erholung.

Diese Worte sagten nicht zu viel. Die hier verbrachten Stunden werden auch mir unvergeßlich sein.

Die Abteikirche von St. Denis, gemeinhin die »Cathedrale« oder auch die »Basilika« genannt, ist uralt. Um 250, als Decius Kaiser war, kam Bischof Dionys nach Gallien, um das Evangelium zu predigen. Mit ihm waren zwei Gefährten. Viele unter dem Volk thaten ihren Heidenglauben ab und bekannten sich zum Christengott; in Lutecia (Paris) aber bemächtigte man sich des Bischofs und seiner Begleiter, führte sie auf den Mons Martis, der seit jenem Tage Mons Martyrum, Montmartre, heißt, und enthauptete sie. Als das Haupt des Bischofs gefallen war, nahm dieser es vom Boden, preßte es an die Brust und trug es 6000 Schritt weit nach Norden. Dort begrub es eine heidnische Frau, die an demselben Tage Christin wurde. An der Stelle aber, wo Haupt und Leib des heiligen Dionys bestattet worden waren, erhob sich alsbald eine Grabstätte, eine Wallfahrtskapelle. So entstand St. Denis.

Es war ein schlichter Bau. Beinah vierhundert Jahre vergingen, eh hier eine reichere Wallfahrtskirche entstand. Um 623 war der junge Dagobert König von Frankreich. Es harrte seiner eine große Gefahr. Da erschienen ihm die drei Märtyrer: St. Dionys und seine beiden Gefährten im Traum und warnten ihn. So wurd' er gerettet. In Dankbarkeit gegen die drei Märtyrer errichtete König Dagobert eine prächtige Kirche an Stelle der schlichten Kapelle. Es heißt, der Heiland selber sei erschienen, um sie zu weihn.

Dies sind die beiden großen Legenden von St. Denis. Sie ließen die Kirche entstehen, wir begegnen ihnen auf Schritt und Tritt. Vieles andere hat sich seitdem eingeschoben, uns näher Stehendes, der Zeit wie der Anschauungsweise nach, aber was wie ein Refrain im Liede, wie ein Wappenspruch in Schlössern an dieser Stelle immer wiederkehrt, was diesen Bau wie ein tiefer Orgelton durchklingt, das ist doch immer wieder jene Doppel-Legende. Ueberall ist sie. In den Kapellen, in den großen Glasfenstern des Chors, in dem mächtigen Altarbilde des Chœur d'hiver, aller Orten sehen wir den heiligen Dionys, wie ihn das Schwert trifft oder wie er vom Montmartre zu seinem letzten Wundergange niedersteigt. Und

wie Stein und Bild die Dionys-Legende festhalten, so halten andre Bildwerke den Namen und die Sage von König Dagobert fest. Rechts neben dem Aufgang zum Sanctuarium, verwittert und grau geworden im Laufe der Jahrhunderte, richtet sich ein steinernes Altarblatt auf, das durch Alter, Gegenstand, Behandlungsweise, in dieser denkmälerreichen Kirche vielleicht das Seltenste und Fesselndste ist. Reihenweise gruppirt (wie mittelalterliche Bilder die Himmelspyramide darstellen) sehen wir hier in Hautreliefffiguren den Traum Dagoberts dargestellt: die drei Märtyrer, wie sie ihn warnen, retten, zum Himmel emporheben, zum Himmel, aus dessen schwerem Gewölk Gott selber dem Könige die Hand entgegenstreckt.

In diesem kunsthistorisch höchst bemerkenswerthen Bildwerke haben wir den Zusammenklang der beiden Sagen, die gleichbedeutend sind mit St. Denis selber.

Was nun aber dieser Cathedrale, weit über jenen Legendenschatz hinaus, in dem sie wurzelt, einen Weltnamen gemacht hat, das ist ihr historischer Gehalt, das ist die Thatsache, daß sie ein Jahrtausend lang die Begräbnißstätte der französischen Könige war. Von den Merovingern und Carolingern befinden sich nur

einzelne hier, aber die Söhne der Häuser Capet, Valois, Bourbon, sie zogen alle hier ein. Von mehr als 50 Königen ruhen nur drei nicht an dieser Stelle: Philipp I., Ludwig VII. und Ludwig XI.*)

Funfzig Könige ruhen an dieser Stelle, oder richtiger wohl, sie ruhten hier. Ihre Ruhe wurde unterbrochen und die sie seitdem wieder gefunden haben, ist nicht die alte mehr. Ein Chaos, auch wenn es still geworden, ist keine Ruhe. Seit dem 6. August 1794 haben die Könige von Frankreich keine Friedensstätte mehr. An eben diesem Tage vollzog hier die Revolution eines ihrer furchtbarsten Feste. Gegen die untern Fenster am hohen Chor ging der Sturm; man erweiterte die Oeffnung, man drang ein, man zerrte die Königssärge aus dem Dunkel der Crypt in das helle Licht, man zerschlug sie, stülpte sie um, daß die Königsasche herausfiel und schmolz die Bleikoffer zu Kugeln um. Die Asche selbst wurde in ein Loch geschüttet und überdeckt. So lag die Asche der französischen Könige 20 Jahre.

---

*) Philipp I. ruht in der Abtei St. Benoit, Departement Loiret; Ludwig VII. in der Abtei von Barbeaux bei Melun; Ludwig XI. in der Kirche Notre Dame de Clery bei Orleans. (Die Begräbnißstätte der Familie Orleans ist Dreux.)

Was weiter geschah, davon am Schluß dieses Kapitels. Ich führe den Leser zunächst in die Kirche selbst.

Der Eingang ist durch ein großes Seitenportal. Man empfindet sogleich wo man ist; die Seitenschiffe werden zu Denkmäler-Gassen, zwischen denen man auf- und abschreitet. Das Meiste davon ist nicht hohen Alters; nichts geht über die Zeit des heiligen Ludwig hinaus; das, was nach Größe, Werth, Zahl die Sinne fesselt, sind ohne Ausnahme fast Werke des 16. Jahrhunderts: große Grabdenkmäler Ludwigs XII. und seiner Gemahlin Anna von Bretagne, Franz' I. und seiner Gemahlin Claudia, Heinrichs II. und seiner Gemahlin Catharina von Medicis. Sie gehören alle der Renaissance, alle demselben künstlerischen Gedanken an. Es sind Architekturen, große Marmorhäuser, in deren offener Rundbogenhalle die beiden zu Feiernden auf ihren Sarkophagen schlafen, während sie, zu oberst des ganzen Baues, wie auf einem Flachdach betend knien. Der Unterbau zeigt in kostbaren Basreliefs die Glanzthaten jeder einzelnen Regierung, so beispielsweise das Fundament des Denkmals Franz' I. die Schlachten von Marignano und Cerisolles. Wie genial diese Handhabung des Reliefs! Wie wahrheitsvoll dieser in Marmor ausgeführte hundertfach sich

kreuzende Lanzenkampf! Wie wenig kann daneben das bestehen, was die moderne Kunst an kriegerischen Darstellungen auf Sockeln und Postamenten geleistet hat.

Die Kirche ist seit 1805 in einem Umbau begriffen; seit 1847 leitet denselben Violet-le-Duc, der berühmte Erneuerer der Notre-Dame Kirche zu Paris. Die Arbeit (so weit ich es zu beurtheilen vermag) ist im Großen und Ganzen gethan, nur noch nicht das Stellen und Ordnen der Dinge; alles steht noch wirr durcheinander und die Crypt beispielsweise hat noch den Charakter einer großen Vorrathskammer oder eines Verschlages, in den man alles bei Seite gestellt hat, um es zu passender Stunde hervorzuholen und an den rechten Platz zu bringen. Dies letzte Arrangement, außerdem aber auch die Farbengebung der Kirche, die gewiß beabsichtigt ist, ist noch nicht erfolgt.

Daß die Kirche nach der Seite der Schönheit oder Mächtigkeit hin andere gothische Gotteshäuser überträfe, oder vielen auch nur gleichkäme, möchte ich nicht behaupten, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß etwas Unfertiges und Unordentliches das Urtheil verwirrt; unter Zugeständniß alles dessen aber, was möglicherweise momentan die Wirkung beeinträch-

tigt, möchte ich doch die Bemerkung wagen, daß der Inhalt der Cathedrale, ihr historischer Schatz, unendlich wichtiger ist, als die Kirche selbst, ja dieser erst ihren Werth leiht.

Einen Theil dieser Schätze haben wir schon genannt; was noch übrig bleibt finden wir zu gutem Theile in der Crypt.

Kapellen und Caveaus begegnen uns hier in Menge. Allerhand Statuen, einzelne kolossal, begrüßen uns an dieser Stelle: die Statue Ludwigs XVI. (lebensgroß); ziemlich dicht daneben eine symbolische Darstellung: die Stärke Frankreichs, »la Fortitude de la France«.

Alle diese Bildwerke hatten vordem, zum Theil bis zu unserm Einrücken in St. Denis, ihren Stand in den Seitenschiffen, auch wohl in den Kapellen der Kirche. Unser Führer, ein Unteroffizier vom 4. Garde-Regiment, hob diesen Umstand eigens hervor. Er that es auf seine Weise. Als er uns vor »die Stärke Frankreichs« geführt hatte, sagte er trocken: »wir haben sie vorläufig in den Keller gestellt«. Er und drei französische Frauen*), die sich uns auf unserem

*) Zu diesen drei Frauen gerieth ich unmittelbar darauf in eine wunderbare Herzensbeziehung, wenn man dies Wort auch da gebrauchen darf,

Rundgang angeschlossen hatten, waren die einzigen, die nicht lachten.

Unser militairischer Cicerone trat nun von den Statuen fort an eines der kleinen Fenster der Crypt und zeigte uns die Stelle, wo die Rotte von 1794 eingebrochen war und die Särge herausgeschafft hatte. Ziemlich dicht daneben befindet sich ein kaum manns-breiter Mauerschlitz, durch den man in eine Art Grab-kammer tritt. Der Führer zündete ein Licht an und führte uns hinein. Wir sahen zwei schwarze Marmor-tafeln, die rechts und links die Wände dieses Caveau bildeten, und lasen, indem wir auf einen mit Blei bedeckten Kasten traten, zu beiden Seiten die Namen all' der Könige, die in St. Denis begraben und deren Särge, wie schon erzählt, herausgeschleppt und einge-schmolzen wurden, während man ihre Asche in ein großes Loch schüttete.

---

wo einem das Herz weh thut. Der Unteroffizier, der nicht französisch sprach, trat nämlich an mich heran und bat mich, die drei Frauen wissen zu lassen, daß sie wohl die Kirche oben, aber nicht diese Crypt hier unten besuchen dürften. Ich darf sagen, daß ich mich mit zitternder Stimme dieses Auftrags entledigte. Es waren vielleicht gute Frauen, vielleicht frommen, vielleicht sogar loyalen Sinnes. Und mir, dem Fremden, fiel nun die Aufgabe zu, diese still und andächtig uns folgenden Besucher aus der Gruft ihrer Könige hinauszuschicken. Der Unteroffizier, in aller Strammheit des Dienstes, hatte keine Ahnung davon, daß er keinen Unpassenderen zum Dolmetscher seiner Ordre hätte machen können, als mich.

Diese Asche, fuhr jetzt der Unteroffizier fort, ist später wieder ausgegraben und in einem einzigen großen Sarge gesammelt worden.

Und wo ist dieser Sarg?

Der Sprecher trat von dem Block, auf dem er perorirt hatte, herunter und sagte trocken »hier«. Wir hatten auf der Aschentruhe der Könige von Frankreich gestanden, als wir die Namen eben dieser Könige an den Marmortafeln lasen.

Wir zwängten uns nun wieder aus der Klinse heraus; das Licht blieb aber brennen, denn es hatte noch eine zweite Aufgabe zu erfüllen. Zehn Schritte weiter war wieder eine Maueröffnung, fensterartig, mit Gitterstäben. Die Hand des Unteroffiziers fuhr mit dem Licht durch die Stäbe und beleuchtete den dahinter gelegenen dunklen Raum: hier stehen die Särge seit Ludwig XVI.; hier der vorderste Kasten ist Maria Antoinette.

Es klang nüchtern genug, und nüchtern genug wurd' es aufgenommen. Jeder denkt an sich und läßt die Tragödien der Weltgeschichte, auch die gegenwärtigen, die unmittelbaren Mitspieler ausfechten. Mögen sie sehen, wie sie durchkommen. Mir wurde unheimlich dabei zu Muth.

Aber der letzte Eindruck sollte doch versöhnen. Wir stiegen wieder hinauf; dicht am Ausgange aus der Kirche hielt der kurzangebundene Führer noch einmal, wies auf ein knieendes Marmorbild hart an der Ausbiegung des Portals und sagte, als wiederhole er nur die eben in der Crypt gesprochenen Worte: »Maria Antoinette«. Eine Art legitimistische Demonstration der Deutschen hatte Sorge dafür getragen, das schöne Bildniß der Königin aus der Gruftkirche (wo es neben Louis XVI. gestanden hatte) heraufzuschaffen. Hier kniete sie nun und nahm die Huldigungen derer entgegen, deren Väter und Großväter einst ausgezogen waren (vergeblich!) ihr das Leben und die Krone zu schützen.

Der Fremde steht hier und beklagt ein furchtbares Schicksal; das einheimische Volk aber fluthet mitleidslos daran vorüber und hat eben jetzt wieder an das Portal der französischen Königskirche seinen alten langweiligen Spruch geschrieben: égalité, liberté, fraternité.

Einst ein Idol; heute nur noch ein Unsinn, eine Lüge.

Le Chœur d'hiver.

Der Himmel nah und fern, . . .
Es ist als wollt' er öffnen sich;
Das ist der Tag des Herrn.
Uhland.

* * *

Der Wandrer lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht; —
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.
Schiller.

Wie alle alten Cathedralen, so ist auch die Cathedrale von St. Denis von einem Kapellenkranze umstellt, der (immer mit Ausnahme der Crypt) das Hauptinteresse dieses Baues ausmacht, um so mehr, als vieles von dem, was zur Zeit eine Denkmäler-Gasse in der Kirche selbst bildet, eigentlich in den Kapellen seinen regelrechten Platz hat.

Unter diesen letzteren*) geschehe nur zweier Er-

*) Zu diesen Kapellen gehört auch „Le Chevet“, die hinter dem Hochaltar befindliche Chorhaube. Hier befand sich einst der St. Dionys-Altar, der reliquienreichste der ganzen Cathedrale, bis ihn die Hugenotten 1567 zerstörten. Die „Oriflamme“, die an einem der nachbarlichen Pfeiler

wähhnung: der Kapelle des Aussätzigen und der Kapelle der Connetables.

Die »Kapelle des Aussätzigen«, la Chapelle du saint Ladre, ist keine der schöneren oder reicheren, aber sie hat, um ihrer Legenden willen, ein besonderes Ansehen. Sie ist Stätte des Gebets und der Wallfahrt, mehr denn viele andere. Und mit Recht. Die Kirche von St. Denis nimmt nämlich, wie schon in der Kürze erwähnt, neben der Liebfrauenkirche zu Einsiedeln in der Schweiz, das Vorrecht für sich in Anspruch, durch den Erlöser selbst geweiht worden zu sein, und die Legende berichtet, daß ein aussätziger Pilger, der zufällig dieser Weihe beiwohnte, durch Berührung des Heilands seinen Aussatz verloren und später an eben diesem Orte sein Grab gefunden habe. Das französische Legendenbuch fügt hinzu: da wo sich in der Kapelle du Saint Ladre

---

lehnte oder hing, überbauerte diese Zerstörung noch um beinah 30 Jahr. 1594, so darf man sagen, starb sie vor Alter und Schwäche. Sie war ganz verbraucht. Am Abend lebte sie noch und am Morgen war sie nicht mehr. Sie war verschwunden; ein poetischer Heimgang, wie er der berühmtesten aller Fahnen geziemte. „Diese Oriflamme, wie Doublet erzählt, der sie noch gekannt hat, bestand aus einem Stück dicken, feuerrothen Seidenzeuges, das in der Mitte, nach Art einer Kirchenfahne, gespalten und an einem mit Kupfer beschlagenen, vergoldeten Stocke, der außerdem eine lange Eisenspitze hatte, befestigt war."

eine kleine Vertiefung in der Wand befindet, dort ist die Stelle, wo Christus die Haut des Aussätzigen hingeworfen hat. So die Sage. Ich gebe sie, wie ich sie finde. La Chapelle du Saint Ladre wurde Pilgerort für alle leprösen Kranken in ganz Frankreich und ein Bröckelchen von ihrem Gestein galt als Talisman. — Das Gemäuer dieser Kapelle barg übrigens auch in einem silbernen Gefäß die Reliquien des heiligen Dionys. 1794, bei der Erstürmung der Kirche, waren diese in Gefahr; einer der Benediktiner indeß, als das Volk andrängte und nach den Reliquien schrie, reichte ihnen das silberne Gefäß, aus dem er den Inhalt zuvor entfernt hatte. Er kannte seine Leute; ihnen war die Schale mehr als der Kern. Um indeß völlig sicher zu gehen (denn wer mochte dafür einstehen, daß man nicht zu irgend einem Mummenschanz auch der Reliquien bedurfte), bestattete er sie in dem 350 Jahre lang leer gebliebenen Grabe eines Präsidenten des Rechnungshofes, der seinem letzten Willen zum Trotz in einer anderen Kirche der Stadt beigesetzt worden war.

Wenn in der Chapelle du Saint Ladre das Legendenhafte vorherrschte, so hat die Kapelle der Connetables, die auch den Namen la Chapelle des

Charles führt, den Zauber der Geschichte. Hier ruhen die Marmorbilder dreier Könige Karl, Karls V., VI. und VII., zugleich ihrer Gemahlinnen und — ihrer Connetables. Unter den Frauen weckt »Isabeau von Baiern« das meiste Interesse, unter den Connetables Bertrand Duguesclin. Das Bildniß des letzteren, jetzt Marmor, war vordem von Bronze. — In eben dieser Kapelle war es auch, wo Jeanne d'Arc ihre Rüstung, die sie Gott geweiht hatte, aufhing, bis diese letztere, auf Befehl des Bischofs von Terouanne, von hier fortgeführt wurde.

So viel über die Kapellen. Ebenfalls ihrer Gesammtheit angehörig und doch wiederum ihrem engeren Kreise entwachsen, ist »Le Chœur d'hiver«, ein neben dem südlichen Seitenschiff herlaufender Anbau, der, seiner Größe und Anlage nach, weit mehr den Charakter einer Kirche, als einer Kapelle hat. Er erinnert in dieser Beziehung an die Kapelle Heinrichs VII. in London, die sich auch, ihrer ganzen Art wie ihren Dimensionen nach, als etwas völlig Selbstständiges an die große Westminster-Abtei anlehnt. Le Chœur d'hiver war seit 1815, wo dieser Anbau fertig wurde, die eigentliche Parochial- und Predigt-Kirche der Gemeinde von St. Denis; ebenso pflegten die Chorherren,

zumal im Winter, ihre Kapitelsitzungen hier abzuhalten. Dies führte wohl zu der Benennung Le Chœur d'hiver. Die Ausschmückung ist sehr prächtig und fügt diese Kapelle in die Reihe jener neuen, oder doch unter Violet-le-Duc's Händen restaurirten gothischen Kirchen ein, die wieder die alte Farbenfülle an die Stelle des grauen Steins oder der noch schlimmeren weißen Tünche haben treten lassen. Alles ist in einem rothbraunen Ton gehalten; die Decke blitzt von Sternen, die Gurte der Gewölbe leuchten roth und weiß und blau und golden, und durch die Glasmalereien der fünf Fenster fällt ein gedämpftes Licht. An den Pfeilern hin, auf starken Consolen, stehen die zwölf Apostel, alle farbenreich, zum Theil mit Edelsteinen besetzt. Inmitten der Kapelle aber, pianinoartig, erhebt sich eine Orgel, deren ganzer Apparat von Pfeifen und Balgen dem Auge entzogen bleibt, während über dem Altar, fast bis zum Gewölbe emporsteigend, ein riesiges Bild Gaspar Crayers aufragt, das ganz in der großen Manier Peter Paul Rubens, seines Meisters, gehalten, das Märtyrerthum des heiligen Dionysius darstellt.

Dieses Bild giebt der Chœur d'hiver-Kapelle einen besonderen Werth. An eben dieser Stelle ver-

brachte ich eine kostbare, mir unvergeßliche Stunde. Soldaten vom 4. Garde-Regiment sangen hier (es geschah öfter) ein Quartett. Ich war aufgefordert worden, diesem Gesange beizuwohnen. Neun Uhr, am Nordeingang.

Es schlug eben vom Thurm, als ich eintrat. In der Vertiefung des Portals — es fiel etwas feucht — standen bereits sieben oder acht Soldaten, die vier Sänger und einige »dienende Brüder«; der eine mit einem Packet Lichte unter'm Arm. Wir hatten nicht lange zu warten. Nach einigen Minuten erschien eine Gruppe von Offizieren, deren einer, der älteste und vornehmste, mich begrüßte und vorstellte. Der schwere Schlüssel drehte sich im Schloß und wir traten in die völlig unerleuchtete Kirche ein.

Unerleuchtet, aber nicht lichtlos. Es war als glänzten und schimmerten die Grabmonumente durch das Dunkel, und ohne Müh' und Fährlichkeit tappten wir uns zunächst an dem weißen Marmorbilde Marie Antoinettes (das in diesem Dämmer wunderbar wirkte), dann an den großen Grabdenkmälern Ludwigs XII. und Franz I. vorüber. Nun standen wir an dem Gitterthor des Chœur d'hiver, öffneten und überschritten die Schwelle. Hier, unter dem Einfluß der

dunklen Farben von Wand und Pfeilern, herrschte völliges Dunkel; in der lautlosen Stille hört' ich wie ein Zündholz gestrichen wurde, und im nächsten Augenblick brannten zwei Lichter, die uns nun voraufschritten. Die Sänger stellten sich links in das Dunkel; an der Orgel nahm ein junger Franzos, der Organist der Cathedrale, Platz; wir, ihm gegenüber, auf den geschnitzten Stühlen der Chorherren. Zur Rechten aber blitzte das Bild Gaspar Crayers; nichts war sichtbar als die breite Umrahmung.

Nun präludirte der Organist; — ein Bravourstück aus dem Trovatore folgte. Kaum aber waren die Orgeltöne verklungen, so erscholl jetzt, aus dem Dunkel der Kapelle hervor, das Integer vitae; dann wieder Orgel, dann wieder ein Gesangstück: »das ist der Tag des Herrn«. So lösten sich, auf eine Stunde hin, die französischen Orgelklänge und die deutschen Sangesweisen ab; mitunter war es, als neigten die Apostelgestalten leise ihr Haupt; wir saßen wie umstrickt, von einem Traum umfangen, den man mit Bewußtsein weiter träumt, nicht recht wissend, ob einem die Kraft oder die Lust fehlt ihn abzuschütteln.

So kam 10 Uhr. Der »Dienst« war endlich stärker als alles andere. Wir brachen auf; die beiden

Lichter vorauf. Inmitten der Kirche hielten wir noch einmal an und sahen erst hinauf in das Gewölbe, dann nach rechts hin auf den hohen Chor und den Pfeiler, an dem einst die Oriflamme hing. Seit 300 Jahren leuchtet sie nicht mehr an dieser Stelle und doch, — ich sah hin, o b ich sie noch sähe, zugleich allerhand abergläubische Gedanken daran knüpfend.

Aber es blieb Alles in Dunkel. Nur das eine hohe Chorfenster hatte in seiner Mitte einen hellen Schein, und ich glaubte, unbestimmt freilich, die Gestalt des heiligen Dionysius zu sehen, wie er, das weiße Haupt an die Brust gepreßt, dahinschritt von Montmartre bis St. Denis.

Amiens.

Bis Amiens.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum.

* *
*

Du bleibst doch immer was du bist.
Faust.

Die schönen Tage von St. Denis sollten vor den unerbittlich citirten »von Aranjuez« nicht den Vorzug ewiger Dauer genießen; auch sie gingen also vorüber, und eines Tages, bei Julihitze trotz Monat April, steuerte ich nordwärts, auf Amiens zu! Es war ein Weg von etwa 16 Meilen, der mich auf der ersten Hälfte an bereits mehrfach berührten Punkten, an Chantilly, Creil und Clermont, sogar an Liancourt vorüberführte, an welchem letzteren Orte ich nicht ermangelte, nach dem Chalet des bretonischen Grafen hinaufzugrüßen und fromme Wünsche für die Vollendung der Najade zu murmeln.

Es war ein Expreß-Train; alles dicht besetzt. Mir gegenüber saß ein kleiner, gelbbrauner Franzose,

von jener zappelmännischen Menschensorte, die immer aufspringt, die Cravatte lüftet, nach der Uhr sieht, den Hut mit der Reisemütze vertauscht und schließlich auch wieder die Reisemütze in die Tasche steckt. Es war ganz ersichtlich, daß er sprechen wollte und daß seine Unruhe unter der stillen Frage sich steigerte, ob der ersehnte Moment überhaupt noch kommen werde? Er kam natürlich. »Where there is a will, there is a way.« Ich machte einige Bemerkungen über Paris, über die Schwierigkeit, unter dem Regimente Raoul Rigault's gemüthliche Tage zu leben, Bemerkungen, die er mit Kopfnicken und zugleich mit der Versicherung begleitete, »daß er Kosmopolit sei«. Er konnte sich mir nicht schlechter empfehlen. Da sich indessen unschwer erkennen ließ, daß seine ganze Weltbürgerschaft nichts war als ein Bestandtheil seiner Reisetoilette, den er an- und ablegte je nach Bedürfniß, so lag mir nichts ferner, als mit ihm über einen Standpunkt zu rechten, den er gar nicht hatte. Wir geriethen bald ins Parallelenziehen hinein, und Nation gegen Nation wurde abgewogen. Mit bekannter Balancirkunst sucht' ich die Waage ins Gleiche zu bringen, mein »Kosmopolit« aber war eben jetzt auf die Höhen seiner Beredsamkeit gestiegen und zählte an den Fingern her:

„Paris, c'est une énormité. Nous sommes énervés. Voyez notre existence: de l'Absinthe au Billard, et du Billard à l'Absinthe. C'est la nation française! Quel est la conséquence? Nous n'avons pas de grands hommes; nous n'avons pas des idées. Des idées, voilà la cause de votre supériorité. Nous avons — Jules Favre, nous avons — Trochu; l'un intéressé, l'autre imbécile. Voilà tout. Nous sommes puériles." Er sah mich an, um (was die Franzosen nur sehr selten thun) eine Antwort abzuwarten. Ich that mein Möglichstes und machte einen energischen Versuch, wenigstens Trochu herauszureißen; aber jeder Versuch scheiterte. Ich schwieg endlich und schloß die Augen.

So kamen wir bis zur Station St. Just, wenn ich nicht irre, wo ein längeres Anhalten des Zuges mich veranlaßte, meine Augen probeweise 'mal wieder aufzuschlagen. Ich sah verstohlen nach dem vis-à-vis-Eckplatz hinüber und beobachtete nun, daß mein ceterum censeo-Mann, bei dem Trochus Imbecilität so unerschütterlich feststand, seinen Spazierstock, ein kurzes Pfefferrohr, auf das Coupéfenster gelegt hatte und in die eine Seite des Rohrs mit einem immer vergnügter werdenden Gesichte hineinblies. Ich traute meinen

Augen kaum. Sollte dieser alte Römer, — aber es blieb kein Zweifel; ich sah es nur zu deutlich. Ein alter, unmittelbar neben dem Bahnhofsgebäude grasender Schimmel warf jedesmal unmuthig den Kopf hin und her, so oft mein Kosmopolit seine Lippe an das Pfefferrohr gelegt hatte; — richtig, es war ein Pustrohr, und die Nase des armen alten Thieres das Ziel meines Schützen. »Nous sommes puériles« citirt' ich leise, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte.

Von St. Just aus hatten wir nur noch 6 Meilen; wir waren schon vorher aus dem Rayon des IV. Armee-Corps in den des VIII. eingetreten; die Bahnhöfe, die wir passirten, waren von 68ern besetzt. Nichts ging vor; nur mein vis-à-vis wurde immer heiterer. Er hatte jetzt das Pustrohr bei Seite gethan, stand oft auf und jodelte. Mir wurde ganz unheimlich; denn er hatte nichts von einem Tyroler an sich, weder die Stimme, noch die Waden. Letztere am wenigsten.

Um 6 Uhr fuhren wir in die Bahnhofs-Halle von Amiens ein und im nächsten Moment schon drängten Hunderte dem Ausgang zu. Ich hielt mich zurück, um die großen Wasser sich erst verlaufen zu lassen. Diese Ruhe, die wohl als Zeugniß eines guten Ge-

wissens gelten konnte, schien aber doch den Verdacht eines tieferen Menschenkenners zu erwecken, denn während die umherstehenden employés die große Dränge-Colonne völlig unbelästigt ließen, trat ein kleiner, fuchsbärtiger Mann mit verquer gehendem Blick an mich heran und fragte nach meinem Passeport. Ich machte wenig Miene, ihm meine Papiere zu zeigen, da ich ihn einfach für einen Zudringlichen hielt und legitimirte mich erst, nachdem er seinerseits zur Legitimation seiner Person geschritten war. Er las, verbeugte sich dann und drückte sein Bedauern darüber aus, »daß die Exaktheit der preußischen Autoritäten ihm keine Wahl gelassen habe«. Er betonte das Wort »preußisch«, als ob ihm daran gelegen gewesen sei, die französische Nation von dem Verdachte wiedererstandener Paß-Zopfigkeit rein zu erhalten. Zu den vielen Unglaublichkeiten des französischen Nationalcharakters gehört auch die, alles für despotisirt, sich selber aber für frei zu halten.

Unter den Hôtel-Omnibussen, die draußen standen, wählte ich, einer inneren Stimme folgend, den, der die Inschrift trug: à la tête de bœuf. Und siehe da, auch diese innere Stimme hatte die hoffende Seele nicht getäuscht. Ich erhielt ein Zimmer im

zweiten Stock, stellte meinen äußeren Menschen nothdürftig her und eilte in die Stadt, um einen Besuch zu machen, von dessen Ausfall mein Wohl und Wehe in Amiens nothwendig abhängen mußte. Es handelte sich, wie sich hiernach der Leser denken kann, um nicht mehr und nicht weniger als um einen General. Wo war er zu finden? Die ersten Recherchen verliefen so ungünstig wie möglich; ein blauklappiger Rheinländer (ich hoffe vom Train) wußte in seinem Armee-Corps und seinem Standquartier Amiens gleich schlecht Bescheid und lehnte jede Verpflichtung ab, sich in dem Namenswald preußischer Generale zurechtzufinden. Er schloß jedesmal mit der immer wiederholten Versicherung: »lieber Herre, et sind zu viele.« Es lag eigentlich in meiner Absicht, diese ziemlich charakteristische Unterredung in extenso hierher zu setzen; ich zieh' es aber schließlich doch vor, dies erste Amiens-Kapitel mit einer kleinen Abhandlung darüber zu Ende zu führen, wie ich Freund und Feind in der für den Reisenden so wichtigen Antwortsbereitwilligkeits-Frage kennen gelernt habe.

Die angenehmsten nach dieser Seite hin (Deutschland verzeihe mir) waren die Franzosen! Sie ließen einen nie im Stich; — dazu: was sie irgend wissen

konnten, das wußten sie auch. Nie stupide. Manche waren sehr reservirt, aber auch die reservirtesten immer noch artig. Ich entsinne mich nicht, daß mir jemals Antwort oder Auskunft verweigert worden wäre.

Nach ihnen waren die Schlesier und Sachsen die zugänglichsten. Die letzteren (d. h. die Königlich Sächsischen) würden in allem was politesse angeht, vielleicht noch vor den Franzosen zu nennen sein, wenn sie nicht durch zwei kleine Schwächen diesen Vorrang wieder in Zweifel gestellt hätten. Diese zwei Schwächen bestanden darin, daß sie es sich einerseits nicht leicht versagten, ein Wort über Leipzig, wenn auch nur den bloßen Namen, mit einfließen zu lassen, und daß sie zweitens selbst dann noch Auskunft zu geben beflissen waren, wenn sie diese Auskunft beim besten Willen nicht geben konnten.

Zu den Artigen gehörten übrigens, überraschender Weise, auch die Baiern, immer vorausgesetzt, daß sie einen verstanden.

Die Rheinländer — darin den Berlinern ziemlich ähnlich — verdunkelten ihre sonstigen Tugenden durch eine etwas unbequeme Cordialität und gehörten einerseits zur Gruppe der an sich selbst glaubenden Biedermänner, andererseits zu der Intimitäts-Familie der

Arm- und Achselklopfer. Es gab für sie kein Noli me tangere.

Die Westphalen, Pommern und Württemberger erwiesen sich meistens nüchtern, aber nicht unfreundlich; wohingegen die Mecklenburger und Hanseaten (17. Division), um das mildeste zu sagen, in der Nüchternheit etwas weit gingen. Es war, als ob sie immer noch ärgerlich wären, daß sie so viel hatten marschiren müssen und nur, wenn ein »plattdütscher« Klang oder ein »messingsches« Citat aus Onkel Bräsig gleichzeitig an ihr Ohr schlug, verklärten sich ihre Züge auf eine flüchtige Minute.

Amiens.

Stadt. Cathedrale.

Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz.

* * *

Es ward ein Bau erhoben,
Den Meister soll man loben
Der solches Werk befahl.
M. v. Schenkendorf.

Unter den vielen Städtenamen, die dieser letzte Krieg wie Haushalt-Worte auf unsere Lippen legte, war »Amiens« vielleicht der am häufigsten genannte. Am häufigsten deshalb, weil er am längsten aushielt. Andere kamen und gingen. Es gab Wochen und Monate, wo sich alles um Straßburg, um Orleans, um Belfort drehte, aber Amiens, wie ein mittelmäßiger Mensch, der es hoch zu Jahren bringt, schlug doch schließlich alle die Streber aus dem Felde, die ihm, bei bestimmten Gelegenheiten, weit voraus gewesen waren. Dabei wechselte es seine Rollen und wenn es eben noch als Streitobjekt in der großen

Schachpartie zwischen General Faidherbe und General v. Manteuffel geglänzt hatte, so machte es gleich darauf als Eisenbahn-Mittelpunkt, als Cathedralen-Ort oder als militairische Metropole von sich reden. Der Aufbau der Armee, die bekannte »Pyramide«, ließ sich nirgends so gut studiren wie hier, wo ein halbes Dutzend »Stäbe«, hohe, höchste und allerhöchste, sich niedergelassen hatten und den im vorigen Kapitel citirten Ausspruch: »lieber Herre, et sind zu viele«, einigermaßen entschuldigten. Armee-Commando, Corps-Commando, Divisions-, Brigade-, Regiments-Commando, alles war hier versammelt und einiges davon in duplo. Die Amienesen, mit all diesem Ruhm noch nicht zufrieden, versuchten sich schließlich auch noch in Krawallen, schnitten nächtlicherweile Nasen und Ohren ab und gaben dem hinsterbenden Interesse dadurch einen neuen Sporn.

Nach dieser Einleitung ein wenig Geographisch-Statistisches. Amiens, jetzt Departemental-Residenz, war, eh' die Revolution die alte Landeseintheilung vernichtete, die Hauptstadt der Picardie. Es verblieb ihr, aus dieser Zeit her, noch ganz der entsprechende Charakter: Befestigungen oder deren Ueberreste, Kirchenfülle, alte Häuser, krumme Straßen, Reichthum. Sie

hat 60,000 Einwohner, große Fabriken und excellirt in Wollgeweben, Teppichen und — Enten-Pasteten.

Die Madeleines von Commercy
Und die Reimser Tafel-Biscuite
Und die Enten-Pasteten von Amiens
Sie verlohnen schon eine Visite.

Auf der Rangleiter der französischen Städte nimmt die Hauptstadt der Picardie, nachdem Straßburg wieder deutsch geworden ist, die eilfte Staffel ein. Die zehn, die ihm vorausgehen, sind: Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux, Rouen, Lille, Toulouse, Nantes, Toulon, Reims. Unter allen diesen ist sie wohl der letztgenannten, ihrer Nachbar-Hauptstadt Reims, am meisten verwandt. Die Bauweise der Straßen, die Boulevards an Stelle der alten Befestigungen, die Cathedralen des 13. Jahrhunderts, die allen Schein und Prunk vermeidende Solidität, — alles dasselbe hier wie dort. Reims hat mehr Punkte, wo es einen ans Moderne streifenden, vornehmen Eindruck macht, Amiens aber ist entschieden malerischer, landschaftlich lieblicher und in seiner Gesammt-Anlage auch großartiger. Es hat dies einfach darin seinen Grund, daß einzelne seiner älteren Straßen leise bergan steigen, während Reims flach liegt. Eine Hügellinie leiht immer Bedeutung. Ich erinnere nur an die High-Street von Edinburg; —

verfallen, schmutzig, bettelhaft, und doch im Bettlerkleide noch königlich.

Die Parallele zwischen Amiens und Reims wird uns durch dies ganze Kapitel begleiten. Beide Städte sind sich auch darin gleich, daß sie, ich will nicht sagen ihren größten Reichthum (der bei beiden in den Wollfabriken steckt), aber doch ihren charakteristischen Zug aus der Agrikultur ziehen, Reims aus dem Weinbau, Amiens aus dem Gemüsebau. Wenn Reims an Mainz erinnert, wo der ganze Traubenreichthum des Rhein- und Weingaus zusammenfließt, so ist Amiens das Erfurt, der große Gemüsegarten Nordfrankreichs. Hierbei verweil' ich einen Augenblick.

Amiens excellirt in Gemüse-Cultur wie Erfurt, Hamburg, Bamberg. Aber wenn es sich darum handelt, nicht blos auf das Produkt, sondern auch auf die Art der Gewinnung, auf das landwirthschaftliche Prinzip, ja selbst auf die landschaftliche Erscheinung zu sehen, so ist die Hauptstadt der Picardie, inmitten ihrer sie umzirkenden Gärten, unseren Spreewald-Territorien am meisten verwandt. Die Aehnlichkeit ist so frappant, daß sie sich jedem, der das entzückende Terrain um Lübbenau herum kennt, sofort aufdrängen muß. Die Somme bildete hier in alter Zeit schon,

genau wie unsere Spree, ein durch eine humusreiche Erde sich hinziehendes Wassernetz und innerhalb der Maschen dieses Netzes zahllose für die feineren Culturen, namentlich für den Gemüsebau geeignete Inseln. Wenn nun aber die Dinge im Spreewald einen bäuerlichen Charakter bewahrten und kein Verlangen zeigten (schon weil die Nachfrage fehlte), über eine enorme Gurken-Produktion hinauszuwachsen, so bemächtigte sich in Amiens die geschickte Hand des Städters des hier natürlich Gegebenen und den ohnehin fruchtbaren Boden durch ein sich von selbst darbietendes Bewässerungssystem, zugleich aber durch Anlage immer neuer Canäle, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fruchtbarer gestaltend, entstanden hier, unmittelbar vor den Thoren der Stadt, viele hunderte entzückender Inselgärten, die nun, mit chinesischer Sorgfältigkeit bestellt, mit Gartenhäusern und Strauchobst-Büschen reich geschmückt, eine ebenso charakteristische Zierde der Umgebung der Stadt, wie eine Quelle ihres Reichthums geworden sind. Die Gärtner, die hier wohnen, etwa den Breslauer »Kräuterern« verwandt, bilden unter dem Namen der »hortillons« eine hochangesehene Zunft und sind diejenigen, die das alte Leben der Stadt noch am meisten zur Schau tragen. Sie besitzen in der Cathedrale eine

eigene Kapelle (la chapelle de Saint Salve), die, im Gegensatz zu so vielen anderen Betplätzen, die todt sind, beständig Licht und Leben zeigt. Hier brennen immer geweihte Kerzen, hier knieen Andächtige, und zu Füßen eines großen byzantinischen Crucifixes blühen unausgesetzt die schönsten Blumen. Dies byzantinische Crucifix, das den Erlöser in einem Diadem und angethan mit einer langen Robe zeigt, ist der Gegenstand nicht blos besonderer Verehrung, sondern auch besonderer Festlichkeiten. Im Sommer, wenn alles in Frucht und Fülle steht, dann soll der Heiland des Fleißes seiner Gärtner froh werden und ihre Arbeit aufs Neue segnen; dann stellen sie ihn aufrecht an den Mast eines kleinen Schiffes, tragen das Schiff in Prozession bis zu dem Canalnetz der Somme nieder und folgen dem vorauffahrenden Christusbilde in hundert Booten, unter ernstem und heitrem Gesang, an den Inselgärten und ihren Häusern vorüber. Der Abend sieht das Bild an alter Stelle, in der Gärtner-Kapelle der Cathedrale.

Der Cathedrale. Ihr schreiten wir jetzt zu. Sie ist hier, wie überall, doch immer das Letzte und Höchste. Ein paar moderne Residenzen abgerechnet, die nie eine Cathedrale hatten und es mit ihren

modernen Nachexercir-Anstrengungen nicht über ein schon wieder zerfallendes Fundament hinausbringen konnten, — ich sage, ein paar moderne Residenzen abgerechnet, verbleibt doch der Kirche der Triumph über alles Schönste, Höchste und wohlverstanden auch Interessanteste zu verfügen. Die monotone Schlösser-herrlichkeit, die Museen, die Galerien, der ganze Apparat der Neuzeit hat den Zauber des »finstren Mittelalters« nicht entzaubern können. Die dies bestreiten (und es wird bestritten werden), beneid' ich nicht.

Die Amiens-Cathedrale ist ein Kind des 13. Jahrhunderts wie die Cathedrale von Reims. Napoleon I., als er in jene eintrat, sagte: »ein Atheist sollte Mühe haben, hier Stand zu halten.« Es ist bemerkenswerth, daß der Kaiser eine solche Aeußerung gerade an dieser Stelle that. Er that sie nicht in Notre-Dame, oder in St. Denis oder in der Cathedrale von Reims, — er that sie hier; ich bin geneigt, darin mehr als einen bloßen Zufall zu sehen. Es spricht sich darin eine ganz spezielle Huldigung gegen eben diese Cathedrale aus, eine Huldigung, die ich, wenn ich mein eignes Gefühl befrage, völlig in der Ordnung finde. Die Amiens-Cathedrale steht in manchem Einzelnen (beispielsweise in ihren Portalen) manchen andren

Kirchen nach, als Ganzes aber übertrifft sie vielleicht alle; sie ist einheitlicher als alle großen Cathedralen, die mit ihr in Concurrenz treten könnten, und wenn einzelne kleinere sie vielleicht an Einheitlichkeit und Schönheit übertreffen, so bleiben diese, eben um ihrer Kleinheit willen, wieder an mächtiger Gesammtwirkung hinter ihr zurück.

Die Thurmspitzen der beiden großen Westthürme fehlen hier wie beinahe überall; aber ein schöner schlanker Mittelthurm wächst aus der Mitte der Kirche empor. Er hat eine Höhe von nah an 450 Fuß, zählt also zu den höchsten Thürmen, die wir besitzen. Zu Beginn 1806 (die Drei-Kaiser-Schlacht war eben geschlagen), als der Empereur-Enthusiasmus auf seiner Höhe stand, erkletterte Bruno Vasseur den Thurm bis zur höchsten Stangenspitze und schrieb den Namen des Kaisers, unter unermeßlichem Volksjubel, auf die Brust des Wetterhahns. Die Lorbeeren jener Stunde ließen einen andern Braven, einen Stadtmusikanten von Amiens, nicht schlafen und er ruhte nicht eher, als bis er, unter Anlehnung an eben diesen Wetterhahn, ein Violin-Solo dort oben gespielt hatte. Dergleichen kann nur in Frankreich vorkommen. Alle Kolter-Anekdoten verschwinden daneben, schon einfach des-

halb, weil Kolter Thurmkletterer und Seiltänzer von Fach war.

Das Innere der Cathedrale entspricht an großartiger Einfachheit und Einheitlichkeit (in diesen beiden Worten, ich wiederhole es, liegen alle Tugenden und Vorzüge dieses Baues ausgesprochen) ganz der äußeren Struktur. Was die Ausschmückung von Chor und Kapellen, was einen tieferen Zusammenhang mit der Geschichte des Landes angeht, so bleiben diese Pfeilergänge, diese Quer- und Seitenschiffe allerdings um vieles hinter jenen Cathedralen zurück, in die ich bis dahin den Leser einführte; — Reims hat die Fülle historischer Erinnerungen, St. Denis die Fülle historischer Denkmäler vor dieser Cathedrale von Amiens voraus. Aber wenn auch weit überflügelt nach dieser Seite hin, so ist es doch immer ein sehr werthvolles, das hier geboten wird, und um so werthvoller, als es beinah ausnahmelos ein lokales Gepräge trägt. Alles ist picardisch; picardische Holzschnitzer, picardische Bildhauer haben hier ihr Bestes gethan. Und dies provinziale Beste nimmt fast den Rang eines absolut Besten ein.

Da sind zunächst die Chorstühle im hohen Chor, die von »vier Männern aus Corbie« in Eichenholz

gefertigt wurden. Es scheint, daß sie eine Holzschnitzer-Schule gründeten oder repräsentirten. Sie schufen dies Riesenwerk, das die ganze biblische Geschichte von Adam bis auf Hiob darstellt, in 15 Jahren. Besonders alles, was aus der Hand des Meisters der Schule hervorging, ist unbedingt ersten Ranges und läßt selbst die Arbeiten Hans Brüggemanns, in der Schleswiger Domkirche, wenn nicht an Tiefe, so doch an Grazie der Erscheinung hinter sich zurück. Mit Vorliebe sind die Simson-Situationen behandelt. Einzelne Partieen, von mehr architektonischem Aufbau, sind zimmerhoch und mannesbreit; all diese großen PièCen sind immer aus einem Stück. Man wird hingerissen und schwankt nur, ob man den Fleiß oder das compositionelle Talent, oder die technische Vollendung am meisten bewundern soll.

Diesen Chorstühlen, an künstlerischem Werth nicht ebenbürtig, aber an kunsthistorischem Interesse sie überragend, sind die um wenigstens ein Jahrhundert älteren Holzschnitzereien, die die Außenwand des hohen Chors umfassen. Sie stellen die Lebens- und Leidensgeschichte der beiden ersten picardischen Bischöfe, des heiligen Firmin und des heiligen Salvus dar. Das Interesse, das diese hautreliefartigen Schnitzereien einflößen, ist ein doppeltes, und besteht einmal in ihrem vollkom-

menen Realismus, der es beispielsweise jedem aufmerksamen Beschauer möglich macht, die Geschichte des heiligen Firmin wie von der Wand abzulesen, andererseits darin, daß die vollkommen erhaltene Architektur dieses Bildwerks (das in seiner Totalität ein Kirchenschiff darstellt) uns Gelegenheit giebt, die Polychromie des 15. Jahrhunderts aufs genaueste zu studiren. Während nämlich die Farben des Vordergrundes verblaßt, die bemalten Gewänder des Bischofs und der andrängenden Volksmasse verschossen sind, haben sich in den kleinen Gewölbekappen dieses gothischen Kirchen-Modells die ursprünglichen Farben, blau, roth, gold, in aller Frische erhalten und sind gewiß, neben manchem Aehnlichen, zu Rathe gezogen worden, als vor etwa 30 Jahren der Streit über die seitdem entschiedene Frage »weiß oder bunt« ins Leben trat.

Wie in Holz, so feierte auch in Stein die picardische Skulptoren-Schule ihre Triumphe. Dies war zur Zeit des dreizehnten und vierzehnten Ludwig und ihr vorzüglichster Träger war Nicolas Blasset, geboren 1600 zu Amiens selbst. Die Cathedrale seiner Vaterstadt hat Ueberfluß von Werken seines Meißels. Eine Verkündigung Mariä, in der gleichnamigen Kapelle, ist ein Werk ersten Ranges; — was ihn aber,

an eben dieser Stelle, ganz besonders berühmt gemacht hat, das ist ein Grabdenkmal in Marmor, das den Namen führt: »l'enfant pleureur«. Dieser Name greift nur eine Gestalt, freilich die beste aus der Gesammt-Composition heraus, die im Uebrigen erheblich figurenreicher ist. Die Portraitstatue des Hingeschiedenen kniet betend vor einer Maria mit dem Kinde; zwischen beide stellt sich »l'enfant pleureur«, eine Art trauernder Genius, der den linken Arm auf eine Sanduhr, den rechten auf einen Todtenschädel stützt. So weit wäre alles gut. Aber die Ausführung ist so beanstandenswerth wie nur möglich, sie ist unklar im Style und ungleich in der Technik. Die Madonna, eine ans Rococo streifende Dutzendarbeit, kann auch rein äußerlich, im bloßen Machenkönnen, neben allem Uebrigen des Bildwerks gar nicht bestehen. Aber viel störender als diese Ungleichheiten, wirkt das Stylchaos, das einem jeden, der Augen und Unbefangenheit hat, daraus entgegentreten muß. Drei Epochen der Kunst reichen sich hier die Hand, und während die betende Gestalt den schönen Monumental-Styl des 16. Jahrhunderts, die Madonna den Jesuiter-Styl des 17. vertritt, stellt sich ein völlig der Antike entlehnter »weinender Knabe« zwischen beide. Und wie? Nicht

eigentlich als ein weinender Knabe, viel mehr als ein Amor, der verdrießlich ist, weil ihm Bogen und Köcher abhanden gekommen und Stundenglas und Todtenschädel (das Oedeste von der Welt) dafür untergeschoben sind. Dieser Amor schmollt nur; Frau Venus hat ihn entweder gezwickt oder eine Biene hat ihn gestochen. Es ist Thorwaldsen, der hier, 150 Jahre vor seiner Geburt, in Seele und Hand eines voraufschreitenden Künstlers lebendig wird und etwas schafft, das als Einzelnes entzückt, aber als Theil des Ganzen nicht hinzunehmen ist. Die symbolische Gestalt der Trauer, so lange sie selbstständig auftritt, mag jede Gestalt annehmen, wenn es sein muß auch die des enfant pleureur; aber an die Seite dieses knieenden Beters gehört dieser »weinende Knabe« nicht.

Der knieende Beter ist übrigens der Canonicus Lucas; in einiger Entfernung von ihm (auch in Marmor) erhebt sich das kaum minder berühmte Grabdenkmal des Canonicus Riquet.

Der bloße Name gab mich dem Leben wieder.

A la tête de bœuf.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter.

* * *

Daheim speist es sich besser.
Der Speisen Würze ist die Freundlichkeit.
Macbeth.

Vierundzwanzig Stunden, trotz rasch sich mehrender, bedenklicher Anzeichen, hatt' ich mich kirchenlustig und cathedralentapfer in Amiens herumgeschlagen, da endlich brach das lang Gefürchtete über mich herein: Entzündung, Heiserkeit, Fieber! Der »Knickebein« auf dem Windmühlenberge von Sannois war mit seinem Eigelb doch schließlich hinter seinem Cognac zurückgeblieben, und da saß ich nun, gleich unfähig zu sprechen und zu schlucken, und geistig auf nichts Besseres angewiesen, als auf ein altes, hierher verschlagenes Exemplar von Mot d'Ordre und Bien public. Zum Glück machten meine Zustände mich müde; so schlief ich denn ein gut Theil weg. Das dauerte drei Tage.

Am Abend des dritten hatten mich Thee und Sodawasser wiederhergestellt.

Im Großen und Ganzen muß ich sagen, daß diese Pause gar nicht so übel war. Mein alter »tête de bœuf« (ich meine den Gasthof) benahm sich höchst anständig, pflegte mich und ließ mich in Ruhe, ganz nach Bedürfniß, und so erfüll' ich denn nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich ihm hier ein kleines Kapitel stifte.

Der tête de bœuf hielt sich mühsam an der Grenze eines Gasthofs erster Klasse; er hatte wohl eigentlich seine Jugend in ganz anderer Gesellschaft zugebracht und die alte Natur schlug immer noch mal wieder durch. Ganz charakteristisch für sein Rangverhältniß war es, wie er den Thee servirte. Dieser erschien jedesmal in einer Kanne von Britannia-Metall, in deren Tülle ein aus einem Zeitungsschnitzel gedrehter Papierpfropfen gesteckt war, um das Aroma nicht 'raus zu lassen, was mich jedesmal herzlich amüsirte. Denn wenn diese Theeblätter, was keineswegs erwiesen ist, jemals eine Peccoblüthe gestreift hatten, so lagen diese Tage weit zurück.

Eine andere Eigenthümlichkeit, die ebenfalls auf eine schlichtere Abstammung hindeutete, waren die Ga-

lerien, die, wie in Crespy, den ganzen quadratischen Hofraum in allen seinen Etagen umzogen und dem Ganzen einen gewissen Herbergs-Charakter liehen. Was trocknete hier nicht alles! Nichtsdestoweniger waren diese Galerien meine ganze Freude. Sie waren, wie ich schon in einem früheren Kapitel hervorheben konnte, nicht blos malerisch und phantastisch, sie waren auch nützlich, hülfebringend und die eigentlichen Träger und Vermittler einer Bequemlichkeit, die aus den Gasthäusern, wenigstens so weit ich sie kennen gelernt habe, immer mehr verschwindet. Die Klingel hat eigentlich nur noch die Aufgabe, den der sie zieht zu blamiren. Es kommt niemand. Im günstigsten Falle entdeckt der Betreffende, daß die Drähte längst gerissen sind, und daß also das Moment persönlicher Beleidigung in Wegfall kommt. Der Unglückliche, mit mühsam errungener Fassung, tritt nun auf den Corridor hinaus, dessen Länge und Dunkelheit nur eben gestatten, am entgegengesetzten Ende eine »Jungemagd« von reiferen Jahren wie auf einem Camera obscura-Glas erscheinen und verschwinden zu sehen. Mitunter, wenn er Glück hat, klappert ein Eimer oder fällt eine Stehleiter um. Er ersieht daraus, daß er kein Mausoleum bewohnt, daß hier noch Leben schafft und waltet,

aber dabei hat es sein Bewenden, und der »Seele Wunsch bleibt unerfüllt«, wenn nicht ein verirrter Barbier anklopft und in beinahe übermenschlicher Güte (denn er wurde abgewiesen) es übernimmt, die Botschaft treppab zu befördern. Wie anders dagegen diese Galeriehäuser! Jeder Einzelne, der an ihrer Brüstung erscheint, wird unbedingt zu seinem eignen Nothsignal, er muß gesehen werden, wenn nicht von rechts so doch von links, wenn nicht von links so doch von gegenüber, wenn nicht von gegenüber so doch von oben oder unten, und nie bin ich mit still erhobener Hand auf solche Galerie hinausgetreten, ohne, wie der Brückenzöllner in Bürgers Ballade, endlich auch meinen »braven Mann« gefunden zu haben. Denn das einzelne Herz kann sich verhärten, aber nicht das Herz eines ganzen Hauses.

Drei Tage auf meinem Zimmer! es war unzweifelhaft eine Geduldsprobe! Aber zu erheblichem Theile, und zwar in Folge einer ridikül-absonderlichen Scene, die ich gleich am Tage nach meiner Ankunft an der Table d'hôte durchgemacht hatte, hörte diese Geduldsprobe auf, eine solche zu sein. Es hatte damit folgende Bewandtniß: Ich war, nach drittehalbstündigem Cathedralen-Besuch etwas verspätet zum De-

jeuner erschienen, so daß die übrigen Tischgäste mir um zwei, drei Gänge voraus waren. Das sollte verhängnißvoll für mich werden. Gleich der zweite Gang wenn ich nicht irre, bestand aus Eiern, die, nach französischer Sitte, nicht in die Pfanne, sondern gleich in den Teller geschlagen waren, in dem sie nun, trotz der heißen Platte auf der sie gestanden, den Prozeß des Coagulirens nur sehr unvollkommen durchgemacht hatten. Auf dem Perfektgewordensein dieses Prozesses aber beruht die alleinige Möglichkeit, dieses Gerichtes Herr zu werden. Ich sah gleich, daß dies in dem vorliegenden Fall nothwendig seine Schwierigkeiten haben müsse, begann aber nichtsdestoweniger gutes Muthes, da wenigstens der Rand, wie ein Graben im Winter, leicht überfroren war. Es ging aber wirklich nicht; die Sache hatte keine Spur von Halt und ich befand mich in der Lage des Storches in der Fabel, den der Fuchs zu Gast geladen hat. Ich schickte mein Auge rechts und links die Tafel hinunter, um vielleicht dem einen oder andern Mitspeisenden einen Kunstgriff absehen zu können, aber darin rächte sich eben mein Zuspätgekommensein, daß alles schon weit voraus war und nun ausschließlich Miene machte, der Entwicklung des Dramas, in dem ich Schuld und Unschuld zugleich war, neu-

gierigen Blicks zu folgen. Es blieb mir endlich nichts anderes übrig, als unter Verleugnung meiner Grundsätze, zu dem bekannten Hülfsmittel der Brodschippe zu greifen, machte aber nur wieder die Erfahrung, wie gefährlich es ist, mit Prinzipien zu brechen. Alle Balancirkunst scheiterte; jedesmal auf halbem Wege zwischen Teller und Mund stürzte das Eiweiß wieder in den Abgrund. Unsagbare Niederlage! Was halfen mir jetzt alle unsere Siege?! Mir war unter dem Bajonnetangriff aller auf mich gerichteten Augen nicht anders zu Muth, als ob St. Privat nie gestürmt worden wäre, und im Wirbeltanz der Gedanken mich zuletzt nur noch dem Instinktiven überlassend, rief ich jetzt, unter Zusammenfassung aller Kräfte, mit demonstrativer Lautheit über den Tisch hin: garçon, une cuiller. Ich hatte natürlich auf einen Theelöffel gerechnet. Hier aber, wo alles schief ging, reichte mir der Kellner natürlich einen schweren Suppenlöffel zu. Furchtbar. Aber von diesem Augenblicke an hatt' ich obgesiegt; die Komik der Situation schlug durch, und wenn es ein Gemüselöffel gewesen wäre, es hätte meine jetzt in den Vordergrund tretende Heiterkeit nur noch gesteigert. Ohne Zögern ging ich ans Werk und verzehrte meine Setzeier nunmehr als Suppe. Einige

meiner Nachbarn, ganz französisch, lächelten mir zu; die Kühnheit meines Vorgehens hatte mich wieder 'rausgerissen. Dennoch entsprach es ganz meinen Wünschen, krankheitshalber von einer Stätte geschieden zu sein, die mir fünf Minuten lang so sauer geworden war.

Es war aber nicht allein diese »Trennung von Tisch«, die mir mein Eremitenleben auf Nr. 33 schließlich mehr erhebend als bedrücklich machte, es war auch vor allem die auf drei kurze Tage gewonnene Ruhe der Betrachtung, die Möglichkeit sich 'mal wieder sammeln und das bis dahin Eingeheimste sichten und ordnen zu können. Was ich anfangs als Einbuße an Zeit betrachtet hatte, gestaltete sich mir schließlich zu Zeitgewinn. Das Auf- und Abschreiten in meinem Käfigzimmer, das Hinabschauen in die Straße und ihr Treiben, sie genügten schließlich, die bescheidenen Anforderungen, die ich an meine Unterhaltung stellte, zu decken. Ich war dankbar für alles. Das Haus gegenüber trug in Riesenbuchstaben die Inschrift: Veuve Vatelet, »logeuse«, ein Wort, das mir damals mit seiner Schlußsylbe noch befremdlicher klang als heute; auf dem Dachfirst aber, unbeweglich neben dem Schornstein, hockte ein weißer Kater und sah theilnahmvoll nach mir herüber. Ich wette, daß er auch erkältet

oder das Opfer eines ihm gestellten »Knickebein« geworden war.

Meine eigentlichste Beschäftigung indeß, wenn ich von dem allerbesten, dem Schlaf absehe, war es doch, in Träumereien versunken, auf die beiden Stahlstiche zu blicken, die links und rechts neben dem Kamine hingen. Es waren zwei Bilder von Paul Delaroche: »Jane Gray auf dem Schaffot« und »die Söhne Eduards«. Sie bildeten unzweifelhaft einen wirklichen Zimmerschmuck und legten mir doch die Betrachtung nahe, daß es gänzlich gegen allen guten Geschmack verstoße, kleine Gast- und Schlafzimmer damit aufzuputzen und dieselben dadurch zu wahren Chambers of horrors, zu Schreckenskammern, umzugestalten. Lauter fünfte Akte allerblutigster Tragödien hatten mich bisher ausschließlich zu Bett begleitet; in Reims war ich der »Marie Antoinette auf ihrem letzten Gange« gefolgt, in Mouy war ich Augenzeuge der »Ermordung des Herzogs von Guise« gewesen; hier endlich brach es doppelt über mich herein: »Jane Gray« und — »les enfants d'Edouard«.

Dies letztere Bild, und mit dieser Betrachtung will ich schließen, ist ganz besonders schlimm. Man liegt auch in einem Bette mit vier Säulen und

zurückgeschlagenen Gardinen, es ist auch Abend, man sieht auch einen Lichtschimmer vom Corridor aus durch die Thürklinse fallen, man ist (das Günstigste zu sagen) nicht unschuldiger als die Söhne Eduards, und der Gedanke darf einen wohl beschleichen: welchen Anspruch hast du darauf, nicht auch mit einem großen Bettkissen erstickt zu werden?

Der Bilderschmuck der Zimmer, wie so vieles andere, ist ebenfalls ein Culturmesser. Die meisten Menschen hängen auf, was sie haben, ohne sich je die Frage vorzulegen, ob es paßt oder ob es gefällt.

Und gefallen kann nur das, was paßt.

Die 1. Schlacht von Amiens.

(Treffen bei Boves.)

Nein, bester Vetter,
Zum Tode auserſehn, ſind wir genug
Zu unſres Lands Verluſt; und wenn wir leben,
Je kleinre Zahl, je größres Ehrentheil.
Shakeſpeare (Heinrich V.).

Die drei Stubentage waren um; am vierten früh fuhren wir, nach Südoſten zu, eine Meile hinaus, um von der Burgruine von Boves aus, wo ſich der Tag entſchied, das erſte Schlachtfeld von Amiens (27. November) in Augenſchein zu nehmen.

Ich ſchicke einen hiſtoriſchen Ueberblick vorauf.

Von dem Augenblick an, wo Paris cernirt war, alſo etwa von Mitte September an, ging das Streben Gambettas dahin, große Heerkörper zu bilden, die im Stande wären, die Entſetzung der Hauptſtadt zu bewerkſtelligen. Er reuſſirte damit wenigſtens zur Hälfte; — große Armeen wurden wirklich gebildet. So entſtanden: ſüdlich von Paris die Loire-Armee

(Aurelles de Paladine) und nördlich von Paris die Nordarmee (Faidherbe). Die Loire-Armee nahm Orleans. Wäre um eben diese Zeit (Anfang November) die Nordarmee unter Faidherbe bereits absolut schlagfertig und fähig zu unmittelbarem Eingreifen gewesen, so hätten unserer Belagerung von Paris daraus erhebliche Störungen erwachsen müssen. Faidherbe indeß, ohne seine Schuld, war noch im Rückstand, wartete auf dies und das, und sah sich somit in der Lage, seine Operationen erst zu einem Zeitpunkt aufnehmen zu können, wo unsere durch die Kapitulation von Metz endlich freigewordenen Armeen bereits nahezu heran waren, um sich, südlich und nördlich von Paris, wie eine Schutzwehr, zwischen unser Belagerungs-Heer, und die französischen zum Entsatz herbeieilenden Armeen zu schieben. Unsere II. Armee, im Verein mit der Heeresabtheilung unter dem Großherzog von Mecklenburg, dirigirte sich gegen die Loire und eroberte, nach heißen Kämpfen, Orleans zurück (eine Schilderung dieser Vorgänge versuche ich andern Orts); die I. Armee aber, General v. Manteuffel, nahm ihre Richtung erst gegen die Oise, dann gegen die Somme (Amiens), wo sich der Haupttheil der französischen Nordarmee inzwischen gesammelt hatte. Am

26. November, als die Unseren bei Thannes den Abschnitt der Luce erreichten, stand es fest, daß General Faidherbe gewillt sei, sich unserem weitern Vormarsch entgegenzustellen.

So kam der 27. Wir fanden den Feind in guter Stellung östlich und südlich vor Amiens, derart, daß sein linker Flügel sich an die Somme, der rechte sich an die Celle lehnte. Mit seinem Centrum hielt er die Avre-Niederung, namentlich aber Bahnhof, Dorf und Burgruine von Boves besetzt. Die Stellung war insoweit gut gewählt, als das von einzelnen kleinen Flüssen, vor allem aber von torfmoorartigen Niederungen durchzogene Terrain eine Annäherung des Feindes immerhin erschwerte. Eine im Halbkreis um Amiens herum concentrirte Artillerie gab der Position eine weitere Festigkeit. Im Uebrigen waren, um wenigstens einige Namen zu geben,

Villers-Bretonneux am linken Flügel,
Sains und Boves (wie schon erwähnt) im Centrum,
Dury am rechten Flügel

stark besetzt und befestigt worden. Gegen diese drei Dörfer richtete sich denn nunmehr auch unser Angriff, an dem, außer einer zahlreichen Artillerie, eine com-

binirte Infanterie-Division des I. Armee-Corps, die 15. und 16. Division des VIII. Armee-Corps und die 3. Cavallerie-Division, General Graf v. d. Groeben, theilnahmen.

Die combinirte ostpreußische Division, rechter Flügel (unsererseits), nahm Gentelles, Cachy, Villers-Bretonneux. Das letztere, stark befestigte Dorf wurde 4 Uhr Nachmittags durch das tapfere 44. Regiment gestürmt.

Die 15. Division, Generallieutenant v. Kummer, nahm Sains und Boves im Centrum.

Die 16. Division, Generallieutenant v. Barnekow, nahm mit den Regimentern 40 und 70 erst Hebecourt, dann den dahintergelegenen Wald und das Dorf Dury.

Die Cavallerie-Division deckte den rechten Flügel und bedrohte die Rückzugslinie des Feindes.

Villers-Bretonneux, Boves, Dury waren die drei entscheidenden Punkte. Vor allem die Burgruine von Boves. Diese ist der dominirende Punkt. Sie beherrscht nicht nur die hier mannigfach sich schiebenden Niederungen, sie beherrscht auch das bis Amiens sich hinziehende Plateau. Als dieser Punkt unser war, betrachtete sich Faidherbe als geschlagen und ging zunächst auf die in seinem Rücken gelegene

Stadt, dann, in nordöstlicher Richtung, in sein Festungsviereck: Arras, Cambrai, Valenciennes, Lille zurück. Er hatte zwei Corps im Feuer gehabt; das eine, das auf der Linie Boves-Dury gefochten, war in Auflösung begriffen.

Am 28. besetzten wir Amiens; kleine Abtheilungen der 15. und 16. Division rückten gegen die Citadelle, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Der Maire mußte sie bei diesem Vormarsch begleiten. Er erklärte pathetisch, daß er gehorchen werde, »daß es aber sein und ihrer aller Tod sein werde«. Lachend wurde ihm erwiedert, daß man sich geschmeichelt fühlen werde, in seiner Gesellschaft zu sterben.

Der Citadell-Commandant Vogel lehnte die nunmehr erfolgende Aufforderung zur Uebergabe ab. Am 29. früh begann die Beschießung. Einer der ersten, der fiel (vielleicht der erste und einzige), war der tapfere Commandant selbst. Man nahm allgemein an, er habe den Tod gesucht. Zu halten war die Citadelle nicht, und sie übergeben, hieß dem Geschrei des Pöbels anheimfallen. Dem wollt' er entgehen und — so opferte er sich. Er war ein Elsässer, wie Uhrich und Denfert, die tapferen Vertheidiger von Straßburg und Belfort.

Amiens, das von da ab Streitobjekt zwischen der Faidherbeschen und der Manteuffelschen Armee wurde, ist uns seitdem nicht wieder verloren gegangen. Als Hauptresultat des Tages aber mußte gelten, daß ein Entsatz der Hauptstadt durch die Nordarmee vorläufig unmöglich geworden war.

So viel im Allgemeinen. Wir fuhren nun also auf das Dorf Boves zu, das an jenem 27. November die 30. Brigade (v. Strubberg) genommen hatte. Zur Seite des Dorfes, westlich, liegt die »Burgruine«. Wir stiegen den Hügel hinan, von dem aus man über den größten Theil des Schlachtfeldes einen trefflichen Ueberblick hat.

Was sich einem zunächst aufdrängt, ist doch die Wahrnehmung, daß die Stellung von minderer defensiver Kraft war, als wohl meist behauptet worden ist. All die Hindernisse in der Front: die Moore und Niederungen, sind ohne besondere Schwierigkeit zu umgehn, da sich, vom Angreifer aus gerechnet, unmittelbar zur Linken des Avre-Flusses und seiner Sumpfufer, ein beinah fünfviertel Meilen breites Plateau hinzieht, das es leicht machte, die ganze Position von Boves: Dorf, Bahnhof, Ruine, von

links her zu fassen. Scheiterte also auch der Frontal-Angriff (er scheiterte nicht), so mußte die Position doch immer von der Flanke her, sei es durch die andere (29.) Brigade der Division Kummer, oder sei es durch Abtheilungen der 16. Division — die auf demselben Plateau, nur weiter links, vordrangen, genommen werden. Es hing also die Entscheidung, auch hier, weit mehr an der Festigkeit der feindlichen Herzen als der feindlichen Stellung. Diese war nicht so fest, daß sie hätte aufwiegen können, was der uns gegenüberstehenden Armee an innerem Zusammenhalt fehlte.

Das beste Stück der feindlichen Linie war ihr linker Flügel, also der ganze zwischen Boves und Villers-Bretonneux gelegene Positionsabschnitt. Hier schieben sich die Niederungen der Avre und Luce, namentlich des letzteren Flüßchens, wie ein breiter, mooriger Wallgraben vor das plateauartig dahinter aufsteigende Terrain; wie indessen von links her an Boves, so war von rechts her an Villers-Bretonneux heranzukommen und so ergaben sich denn diese in der Front unpassirbaren Moorgründe wohl als eine Gefahr, wenn man geschlagen wurde, aber nicht als ein großes Hinderniß für das Vorgehen überhaupt.

Gleichviel indeß wie viel oder wie wenig diese

Moorgründe für die Vertheidigung bedeuten mochten, interessant ist jedenfalls das landschaftliche Bild, das sie gewähren, namentlich für einen Torflands-Märker, der an den Grenzen des Linumer Luchs zu Hause ist. Diese Avre und Luce, sie sind wie der alte und neue Rhin; ringsum alles Torf mit dünner Grasdecke, und man steht auf diesem Ruinenberg von Boves, wie etwa auf dem Kurfürstenberg bei Fehrbellin, wo man dann freilich noch historischeren Boden unter den Füßen hat. Denn dort wurde Preußen geboren, als unter den Fanfaren des Dragoner-Regiments von Moerner das schwedische Regiment Dalwig bis auf 30 Mann zusammengehauen wurde. Viele Schweden gingen damals im Luch jämmerlich zu Grunde. Hätten wir, bei Amiens, da gestanden, wo die Franzosen standen, so würden die Mobilgarden des Pas de Calais am 27. November das Schicksal jener Schweden getheilt haben. Aber unser Angriff ging so, daß wir die Feinde vom Luch weg trieben, nicht hinein.

Einen guten Cavallerie-Angriff brachte übrigens der 27. November auch, wenn es auch freilich kein Angriff war wie der obenerwähnte jenes Fehrbellin-Tages. Nicht jede Cavallerie-Attacke kann auf den 18. Juni fallen und ein Königreich gebären. Aber auch der

27. November that seine Schuldigkeit. Das war am äußersten linken Flügel zwischen Sains und Dury. Die Escadron Rudolphi vom 9. Husaren-Regiment, an ihrer Spitze Oberst v. Wittich und Major v. Lützow vom selben Regiment, attackirte gegen Chasseurs vom 12. und 17. Bataillon und hieb sie nieder. Unsererseits wurde Ordonnanz-Offizier Prinz Hatzfeld von Bajonnetstichen durchbohrt.

Der Hügel, von dem aus wir diese Rundschau über das Schlachtfeld genommen haben, fällt nach Süden zu steil, bastionsartig, ab, was ihm ein sehr malerisches Ansehen leiht; sein eigentlichster Reiz ist und bleibt aber doch die Ruine. Drei Seiten fehlen ihr ganz (eine Doppelreihe von Bäumen deutet an, wo die alten Umfassungsmauern gestanden haben) und nur nach der Dorfseite hin erhebt sich noch ein Stück Mauerwerk, das in einem hohen Südostthurm endigt. Von diesem Thurm ist noch am meisten erkennbar; hier war das Portal, hier lagen die besten Zimmer, die, in Zeiten, die nicht mehr sind, ihren längst heimgegangenen Bewohnern einen kostbaren Ueberblick über die Landschaft, über ein weites Netzwerk von kleinen und großen Flüssen gestatteten, — die Cathedrale von Amiens immer als point de vue.

Der Name, den dies Schloß führte, war: le Château de Henri IV., und alles, was es von Geschichte aufweist (wenn überhaupt), fällt in die Zeit des guten Königs »Ventre Saint Gris«. Es war der Wohnsitz seiner geliebten Gabriele, der schönen Gabriele d'Estrées, aber wohl nicht auf lange. Später zog diese die Loire-Schlösser vor, Schloß Chambord, vor allem Schloß Chenonceaux, welches letztere Franz I. seinerzeit für die schöne Diana von Poitiers erbaut hatte und dem dann das Schicksal zu Theil wurde, etwa hundert Jahre lang von Geliebte auf Geliebte überzugehn. Was übrigens für das Schloß spricht; denn Geliebte erhalten immer das Beste.

Der gute König Heinrich — nach einem Schlachtbericht muß mir diese Abschweifung gestattet sein — war nirgends gütiger als in Liebessachen, am allergütigsten aber war er gegen seine schöne Gabriele. Tallemant des Réaux, von dem wir Memoiren aus jener Zeit besitzen, nennt sie eine »franche Coquine« und belegt diesen Ausspruch durch wahre Wunderdinge. Er scheint übrigens die Nachsicht des Königs nur in der Ordnung gefunden zu haben, denn er fügt hinzu:

»Roi Henri hatte so viele Geliebte, daß ihm für die Einzelne nichts Erhebliches übrig blieb.« Dennoch, unglaublich zu sagen, schien Roi Henri eine Zeit lang von der Treue Gabrielens überzeugt zu sein. Bellegarde, einer seiner Hofleute, erbot sich den Gegenbeweis anzutreten und geleitete den König, den Corridor entlang, bis an das Cabinet der Geliebten. Als man eben eintreten wollte, ergriff der König die Hand Bellegardes und sagte: »Non, je ne veux pas entrer, cela la fâcherait trop«. Zudem spielten alle diese Scenen in denselben Zimmern, in deren einem Franz I., der Altmeister französischer Galanterie, mit einem Ringe an das Fenster gekritzelt hatte:

Souvent femme varie
Et fol est qui s'y fie.

In der That, wer unter solchen Sprüchen groß wird, zudem ein Prinz ist und sein Leben gleich damit anfangen durfte, daß er statt in eine Wiege in eine Schildkröten-Schale gelegt wurde, der darf manches mit anderen Augen ansehn als der nachgeborne Sohn einer prosaischeren Zeit. Ueberraschen konnte damals wirklich nur, daß der Vater der schönen Gabriele, Antoine d'Estrées, Großmeister der Artillerie, an ihrer delikaten, und in mehr als einer Beziehung nicht völlig

korrekten Stellung, wie es scheint, ernstlichen Anstoß nahm. Der König suchte indeß den Alten zu beruhigen. Er vermählte bald darauf die schöne Gabriele an den Seigneur Domerval von Liancourt, einen Wittwer mit vierzehn Kindern. Es ist schwer zu sagen, warum er gerade diese Wahl traf; imponirten ihm die 14, oder beruhigten sie ihn?

Gabriele starb an einer jener »vergifteten Orangen«, ohne die der kleinere Romanschriftsteller nicht bestehen kann. Ihr Bild hängt in einem Betzimmer in Schloß Chenonceaux.

Uebrigens schien ein alter picardischer Graf, Comte Chassepot, mit dem ich Gelegenheit fand, ein paar Worte über die schöne Gabriele zu sprechen, von ihrer hochadligen Abstammung wenig wissen zu wollen. Sie war ihm nicht eine Tochter aus dem alten Hause d'Estrées, sondern eine ganz allgemeine Gabriele aus dem Flecken d'Estrées, mit deren Adel es also (immer vorausgesetzt, daß mein picardischer Graf Recht hat, was ich bezweifle) nicht viel mehr auf sich haben würde, als mit dem Adel der »Gustel von Blasewitz«.

Die 2. Schlacht von Amiens.

(Das Treffen an der Hallue.)

Von Lager hallt zu Lager durch die Nacht
Der Heere leises Summen, daß die Posten
Mit angespanntem Ohre fast vernehmen
Der gegenseit'gen Wacht geheimes Flüstern.
Die Feu'r entsprechen Feuern, und es sieht
Durch ihre bleichen Flammen ein Geschwader
Des andern bräunlich überfärbt Gesicht.

Heinrich V.

Der nächste Tag war für das »zweite Schlachtfeld von Amiens« festgesetzt. Dieselbe Morgenstunde sah uns auf dem Wege dorthin. Es ist nöthig, abermals einen »historischen Rückblick« meiner Schilderung vorauszuschicken.

Die französische Nordarmee, so weit sie bei Amiens gestanden hatte, hatte sich nach der Niederlage vom 27. November in das Festungsviereck der Departements Nord und Pas de Calais zurückgezogen, um sich hier zu sammeln, zu erneuern und wieder schlagfertig zu machen. Unsere I. Armee war ihr auf

diesem Rückzuge nicht gefolgt, sondern hatte sich, unter Zurücklassung einer Besatzung in Amiens, sogleich südwestlich gewandt, um der zweiten schwächeren Hälfte der französischen Nordarmee, die sich bei Rouen gesammelt hatte, das Schicksal der ersten Hälfte zu bereiten. Dies glückte auch, und zwar mit geringen Opfern; General Goeben, der am 4. und 5. Dezember auf feindliche Abtheilungen stieß, trieb dieselben nach leichtem Gefecht vor sich her, und besetzte am 6. die alte Hauptstadt der Normandie: Rouen. Hier folgten einige Ruhetage. Aber schon in der Mitte des Monats wußte man, daß General Faidherbe inzwischen die Reconstruction seiner Armee vollendet und abermals auf der mehrgenannten Linie seinen Vormarsch begonnen habe, um zunächst auf Amiens, dann, nach erfolgter Wegnahme dieses Platzes, auf Paris zu marschiren. Dies letztere ließ sich freilich nur vermuthen. Jetzt, wo die Ausfallversuche gegen Stains und Le Bourget (am 21. Dezember) deutlich zu uns sprechen, wissen wir, daß jene Vermuthung richtig war.

General v. Manteuffel wandte sich unverzüglich, als diese Nachrichten ihn trafen, von Rouen wiederum gegen Amiens, um der Faidherbeschen Armee, wo er sie auch finde, zum zweiten Male eine Schlacht zu

bieten. Am 22. Dezember marschirten ziemlich genau dieselben Truppentheile, die vor kaum vier Wochen den ersten Kampf bei Amiens bestanden hatten, über die wohlbekannten Felder von Dury und Boves, schwenkten links, gingen westlich von Daours, in dessen Nähe die Hallue in die Somme mündet, über diesen letzteren Fluß und sahen sich, als sie einen nach Norden hin streichenden Höhenzug erstiegen, alsbald der Schlachtaufstellung der französischen Armee gegenüber.

Diese war vorzüglich gewählt und zog sich auf einer gegenüber gelegenen Hügelreihe in Ausdehnung einer Meile hin. Das Schlachtfeld bestand also aus zwei Höhenzügen, hüben und drüben, zwischen denen die Hallue floß; — alles in der Richtung von Nord nach Süd. Zu beiden Seiten der Hallue befanden sich baumbepflanzte Wiesen und vier Dörfer, von denen Daours den linken, Fréchencourt den rechten Flügel, das Doppeldorf Querrieux-Pont-Noyelles aber den Mittelpunkt der französischen Aufstellung bildete. Alle vier Dörfer waren von starken, vorgeschobenen Abtheilungen des Feindes besetzt; seine eigentliche Position aber war und blieb der Höhenzug jenseit des Flusses.

Als die Regimenter unserer 15. Division auf die

mehrerwähnte diesseitige Höhe traten und echellonweise rechts einschwenkend, bald wahrnahmen, daß die hinter ihnen wegmarschirende 16. Division augenscheinlich bestimmt war, den rechten Flügel der Franzosen, die Waldhöhe von Fréchencourt zu tourniren, fiel von der Lippe eines Offiziers die Bemerkung: »ah, Sedan im Kleinen«, ein Wort, das rasch von Mund zu Mund ging, da es die Sachlage sehr gut kennzeichnete. »St. Privat im Kleinen« wäre vielleicht noch richtiger gewesen, theils nach der Situation, theils nach dem Verlauf, den, vorübergehend wenigstens, auch an jenem 18. August die Dinge nahmen.

Als nunmehr auf der ganzen Linie, unter einem wüthenden Feuer des Feindes, das glücklicherweise wenig Verluste verursachte, unsere Bataillone Stellung genommen hatten, begann der Angriff gegen die in der Tiefe gelegenen Dörfer. Daours war bereits unser; Querrieux und Pont-Noyelles folgten, zuletzt auch Fréchencourt. Die Flußniederung mit ihren Dörfern hüben und drüben hatten wir jetzt; nur der Höhenzug war noch in Händen des Feindes. Die 33er wollten ihm auch diesen entreißen und gingen unter dem Rufe »Malheur, Malheur«, womit sie ge-

wohnt waren bei jedem Einrücken in ein französisches Dorf von den alten Weibern empfangen zu werden, gegen den Waldberg vor. Umsonst. Das Regiment hatte starke Verluste und mußte zurück. In diesem Augenblick, anstatt den unausbleiblichen Erfolg der sich bereits vollziehenden Ueberflügelung abzuwarten, wurde die 16. Division von ihrem Flankenmarsch zurückgerufen, um den Frontalangriff gegen den Fréchencourt-Wald zu unterstützen. Als die 16. Division marschmüde endlich eintraf, war es bereits zu spät, um den ohnehin furchtbaren Sturm auf die Höhenposition zu unternehmen. Es dunkelte schon. So begnügte man sich denn unsererseits mit den bis dahin erzielten Erfolgen.

Der andere Morgen (der 24.) ließ eine Wiederaufnahme des Kampfes erwarten, um so mehr, als der Vortheil der Stellung, so lange wir blos die Dörfer hatten, auf Seiten des Feindes war. Aber dieser hatte mehr gelitten als wir; zudem blieb seine Flanke, wenn unsere 16. Division die Bewegung vom Tage vorher wieder aufnahm, in gleicher Weise gefährdet. Dies bestimmte ihn, seine Stellung freiwillig zu räumen. Er zog sich zunächst auf Albert, dann — von den Unsern verfolgt — bis auf Bapaume

zurück, wo er am 2. und 3. Januar nochmals sich stellte und in geschickter Ausbeutung der Situation, unsere an jenem heißen Tage in Aktion tretenden, ohnehin längst decimirten Bataillone arg gefährdete. Der Erfolg hing an einem Haar.

Bapaume war das Nachspiel des »zweiten Tages von Amiens«. Als auch über diesem Nachspiel der Vorhang gefallen war, zog sich Faidherbe in seinen alten Sicherheits-Hafen zurück, um abermals an die Ausbesserung seiner Havarien zu gehn. Der Tag von St. Quentin (ich komme auf ihn zurück) machte dann diesem »Hin und Her« ein Ende. —

So viel über die Weihnachtswoche Faidherbes. Wir fuhren nun dem Schauplatz dieser zweiten Schlacht von Amiens entgegen, die wir das Treffen an der Hallue, die Franzosen die Schlacht bei Pont-Noyelles nennen. Als wir, nach einem vorgängigen Besuche des Dorfes Daours, auf die Höhe hinauffuhren, die uns, namentlich im Rücken von Querrieux, einen Ueberblick über das ganze Schlachtfeld gestattete, wurde ich betroffen durch die frappante Aehnlichkeit

mit dem Schlachtfelde von Wörth. Daß dies noch nicht ausgesprochen ist, kann nur darin seinen Grund haben, daß die Offiziere der I. Armee bisher noch nicht dazu kamen, die Schlachtfelder der III. Armee zu studiren, und umgekehrt. Dieselben Höhenzüge, dieselbe Niederung, derselbe Fluß. Nur links und rechts hat gewechselt. Was dort die Sauer ist, ist hier die Hallue; wo dort Gunstett liegt, liegt hier Daours; an die Stelle von Wörth (zu beiden Seiten der Sauer) tritt hier Querrieux-Pont-Noyelles; und wo dort sich die bastionartige Erdfestung von Fröschweiler erhebt, erhebt sich hier die in 6 oder 7 Terrassen ansteigende auf ihrer Kuppe waldgekrönte Höhe von Fréchencourt. Es war eine Position, viel schwerer zu nehmen als der Kapellenberg bei Trautenau, und vielleicht kaum leichter als der Osnert bei Uettingen oder die berühmte »Schräglinie« bei St. Privat. Denn wenn, auf der einen Seite, die Terrassen dieses Fréchencourt-Berges, so lang' man sich duckte und anpreßte, freilich einen gewissen Schutz gewährten (man befand sich dann im todten Winkel), so entstanden doch aus dem Kletternmüssen und dem Auftauchen des Helms über der Treppenstufe, immer neue Schwierigkeiten und Gefahren. Es konnte nicht glücken; und wie bei St.

Privat (wenn man sich aller Illusionen entschlägt) schließlich die einfache Thatsache der Ueberflügelung durch das 12. Corps und nicht der Frontal-Angriff den eigentlichen Ausschlag gab, so konnte auch hier nur der Flankenmarsch der 16. Division das Heil bringen. Das wird einem klar, so wie man einen Blick auf diese formidable Stellung wirft.

Von seinem Standpunkte aus kann man es deshalb dem General Faidherbe nicht geradezu verdenken, daß er den »zweiten Tag von Amiens« nicht recht als einen preußischen Sieg gelten lassen will. Unzweifelhaft waren die Höhen seine eigentliche Stellung und nicht die Dörfer. Dies vorgelegene Terrain büßte er ein; aber alle Punkte, die dies Vorterrain beherrschten, blieben in seinen Händen. Die Versuche, die gegen diese Punkte gerichtet worden waren, waren gescheitert. Daß er diese Situation, die uns einem ebenbürtigen Feinde gegenüber nothwendig hätte gefährlich werden müssen, nicht ausbeutete oder ausbeuten konnte, lag nicht an dem Maaß der unsererseits erzielten Erfolge, sondern lediglich an der Zusammensetzung seiner Armee. Er hatte jedesmal 5, vielleicht auch 10,000 Mann alter Soldaten, mit denen er den Kampf führte, während 30,000 Mann Mobil- und

Nationalgarden daneben standen und vorwiegend als eine Art Coulisse wirkten. Die Bedeutung einer solchen ist bekanntlich nie zu unterschätzen; der Gegner kann nie wissen, ob die Linien, die da oben stehn, eben blos ein Bild sind oder mehr; aber der General, der mit ihnen schlagen soll, muß andererseits die Ueberzeugung haben, daß er sie über die bloße Coulisse hinaus verwenden kann. Und diese Ueberzeugung hatte General Faidherbe nicht, konnte sie nicht haben. Vielmehr wußte er, daß am Spätnachmittag des 23. Dezember die guten Elemente seiner Armee völlig aufgebraucht und die ihm verbleibenden Massen zu keiner Offensivbewegung zu gebrauchen waren. Diesen Umstand hat man bei Beurtheilung des Treffens an der Hallue gegenwärtig zu haben. Dazu kam, speziell bei der Nordarmee, eine höchst mangelhafte Equipirung, so daß diese Moblots und Mobilen, nach einer Dezembernacht im Freien, ausgefroren und ausgehungert, wohl nichts Besseres thun konnten, als im Laufe des Tages die Stellung räumen.

Wir fuhren die ganze Linie ab, abwechselnd auf der Höhe und in der Tiefe. Alle drei Dörfer, auf dieser Seite der Hallue, haben ihre Schlösser. Wir besuchten sie. Das Château in Querrieux ist das

schönste und liegt villenartig in einem entzückenden Park; die Hallue-Wiesen, die mit hineingezogen wurden, unterstützen das Bild. Der Besitzer des Schlosses führt den Namen des Dorfes selbst; es ist ein Marquis de Querrieux.

Die Château's von Daours und Fréchencourt sind in Erscheinung von minderem Belang; aber denen, die hier in der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember ihre Stätte hatten, werden sie mehr in Erinnerung geblieben sein, als hundert andere Schlösser, die sie gesehen. In Daours sah es so furchtbar aus, daß die 8. Jäger, die hier lagen, die Innenräume aufgaben und sich auf die Straße legten, »zugedeckt mit dem Sternenhimmel«; in Fréchencourt aber, einem Monsieur de Pajol gehörig, war auf dem weiten Schloßhof ein Riesenfeuer angezündet, um das herum eingemummt und eingewickelt hundert stumme Gestalten saßen.

Einer schrieb: »Wir waren müde zum Umfallen, hungrig, dabei 10 Grad Kälte. Stroh und ein abgerissener Zaun brannten hell auf; wir saßen fast inmitten der Flammen und rösteten an unseren Säbeln einzelne Stücke altes Brod. Drüben lag der Waldberg, den zu stürmen wir umsonst versucht hatten; dann

und wann ein Schuß, eine Granate sauste herüber; aber wir achteten ihrer nicht. So kam der 24., der »heilige Abend«. Das Feuer brannte noch, aber — »keine Lichter am Baum«.

Peter von Amiens.

Herab vom Himmel, klar und fern,
Fiel eine Stimme, wie ein Stern:
Excelsior!
Longfellow.

Wer kennte ihn nicht? Unter den Bildern unsrer frühesten Jugend ragt seine Gestalt auf, des Mannes im härenen Gewande, des Asceten, des Eremiten, wie er, den bloßen Kopf in der schwarzen Kapuze, dahin schreitet, das »Gott will es« auf den schmalen Lippen. Peter von Amiens! Seine Geburtsstätte hat ihm ein Standbild errichtet. Ich wollte die Stadt nicht verlassen, ohne dies Standbild, das sich dem Auge etwas entzieht (es steht im Rücken der Cathedrale) gesehen zu haben. Nach einigem Suchen fand ich es.

Es ist eine in Erz gegossene Statue neuster Zeit, erst im Jahre 1854 errichtet. Sie zählt zu den besseren Arbeiten unter den vielen Hunderten, denen

man überall im Lande begegnet; aber wiewohl besser als manche andere und lobenswerth in der Intention, glänzt sie doch viel mehr durch Abwesenheit von Mängeln, als durch Vorhandensein von besonderen Vorzügen. Sie ist nicht eitel und nicht theatralisch; in dem Fehlen dieser Fehler liegen all' ihre Tugenden. Sie faßt den Eremiten auf, wie er predigend, anrufend, durch die Lande zieht. Die Linke liegt auf der Brust; in der Rechten hält er das Crucifix. »Dieu le veut«! All' dies Aeußerliche ist gut getroffen, besonders die schreitende Bewegung, die so natürlich sich giebt, daß das Auge zunächst davon bestochen wird; aber der Kopf ist verfehlt. Er ist flach, ohne jede tiefere, selbst ohne leidlich charakteristische Auffassung. Es ist der herkömmliche Apostelkopf mit etwas Krausbart, etwas Entschlossenheit und etwas Durchschnitts-Idealität, aber von Ascese, von Fanatismus keine Spur. Dies ist viel mehr Petrus der Jünger, als Peter der Eremit. Der Künstler, der ihn schuf, hat an den Bildern der spanischen Schule (ich nenne namentlich Zurbaran und Spagnoletto) keine ausreichenden Studien gemacht.

Diese Statue des Pierre l'Hermite war mein letzter Besuch in Amiens; eine halbe Stunde später

saß ich bereits im Coupé auf dem Wege nach Rouen und hatte Zeit, den Gedanken nachzuhängen, die das erzene Bildniß, ganz abgesehen von seinem künstlerischen Werth oder Unwerth, in mir angeregt hatte. Sie gipfelten in dem Satz: dieses schöne, bevorzugte, verfallende Land, wenn es wieder empor will aus diesem Verfall, bedarf es dessen, was dieses Eremiten-Bildniß repräsentirt, bedarf es der selbstsuchtlosen Hingabe an eine große Idee. An die Stelle eitler Erregung muß wieder ein ächter Enthusiasmus treten, eine Begeisterung, die hebt und heiligt, statt lächerlich macht, die giebt, statt blos zu nehmen, und die mit dem Satze bricht, daß das Sparkassenbuch das Buch aller Bücher ist. Einmal begonnen damit, werden der Neid und die Phrase hinfallen, und mit der Phrase zugleich jene Lügen-Trinität, die die Freiheit in die Zerstörung des Ueberkommenen, die Gleichheit in die Herabsetzung alles Höheren und die Brüderlichkeit in die Verachtung der Sitte setzt.

Es ist nicht nöthig, daß diese Wiedergeburt (wenn sie erfolgt) unmittelbar aus einer der bestehenden Glaubensformen heraus erfolgen muß, es ist nicht nöthig, daß aus der Kapuze hervor das erlösende Wort gesprochen wird, aber irgend ein »Dieu le veut« muß

es sein, und so kann denn, wenigstens mittelbar, das Heil nur aus der Kirche kommen, weil ihr allein noch, weit über alle Glaubenssätze und ihren Tagesstreit hinaus, die Lebenssätze angehören, die das Heil umschließen. In dem Heilig-Ueberlieferten allein noch (oder doch fast allein noch) gedeiht jene kläräugige Weisheit, die auch in Dingen dieser Welt das Wahre vom Falschen, das Glückbringende vom Unglückbringenden zu scheiden weiß. Die französische Nation aber, als ein Ganzes genommen, setzt ihr Heil in das Moderne, in das Hohle und Trügerische, und in »die Anrufung der in den natürlichen Dingen verborgenen Dämonen«. Da steckt's. Irgend etwas, das jenseits der »natürlichen Dinge« liegt, muß an die Stelle des Diesseitigen treten, ein im Licht gebornes Geistiges an die Stelle des Erdgeistes oder gar des Geistes der Finsterniß. Noch einmal: das Ideale ist es, was noth thut! Und wenn alles, was die kommenden Jahre brächten, nur Pflicht, Gehorsam, Demuth hieße, wenn es, statt der Flamme, die heiligt, nur eben ihr Wiederschein wäre, der blos irdisch verklärt, wenn nichts erreicht würde als das Bekenntniß des Unrechts und der Sünde, so hätte die Wiedergeburt begonnen.

Aber diese Tage scheinen weiter denn je. Das Götzenbild La France bleibt ungestürzt in den Gemüthern, und das eben noch von eigenen Händen angezündete Paris ist wieder die Pilgerstätte des Volkes und seine — »heilige Stadt«.

Rouen - Dieppe.

Rouen.

Der Oberrichter ergreift das Wort:
»Du stehst als Büßer an diesem Ort;
»Knie' hin und bet' und bekenne laut,
»Daß du am Werk der Hölle gebaut.«
B. v. Lepel (Thomas Cranmer).

* * *

Was war es das ich that?
»Solch eine That
Die Blüth' und Huld der Sittsamkeit befleckt,
Die Zucht zur Lüge macht; der Eh' Gelübde
Wie Spielereide fälscht.«
Hamlet.

I.

Rouen ist entzückend.

Ich hatt' es im Geiste immer nur im Qualm und Rauch jenes Scheiterhaufens gesehn, auf dem einst die lieblichste und zugleich erhabenste Gestalt aller Geschichte: »die Jungfrau« stand und ihre Treue besiegelte; — aber das wirkliche Rouen ist eine lachende Stadt: breit, heiter, königlich, liegt es hingestreckt an den Ufern der unteren Seine.

Wir erreichten es um die Mittagsstunde. Es hieß sich eilen, wenn an demselben Tage noch die Sehenswürdigkeiten gesehen und das Leben von Rouen in

vollen aber zulässigen Zügen genossen sein wollte. Ich muß dies Wort betonen. Denn Rouen war ein schlimmer Platz (eine erhebliche Steigerung von St. Denis) und in eben jenen Stadtvierteln, drin die »Jungfrau« verbrannt worden war, war sie aufs Neue mächtig geworden und rächte sich an den Feinden ihres Landes. Mancher, der dem Schwerte Dunois-Faidherbes glücklich entgangen war, erlag hier dem Zauber der Pucelle.

Dies beiläufig. — Ich hatte sieben Stunden, und mit Rücksicht auf dieses Minimum von Zeit entschloß ich mich zu einem Hülfsmittel, das ich sonst mit äußerster Geflissentlichkeit vermeide, ich nahm einen Führer.

Und wenn sie noch »Führer« hießen, oder Guide oder Cicerone! aber nein, die Prosa Frankreichs muß sich überall ein Genüge thun und überantwortet den Fremden einem »Commissionair«. An solchen ist denn an keinem Bahnhofe Mangel, am wenigsten in Rouen, und nach den ersten Minuten schon war ich in Verhandlungen mit einem stadtkundigen Blaukittel, den ich bat, ein »Fünf-Stunden-Programm« zu entwerfen. Den Rest an Zeit wollt' ich für mich behalten. Das betreffende Gespräch, das viel von einer Menu-Berathung

zwischen Koch und Feinschmecker an sich hatte, verlief etwa wie folgt:

Drei Kirchen.

Gut.

Fünf Statuen.

Nehmen wir drei.

Dann Palais de Justice, Belfroi, Rathhaus.

Lassen wir das Rathhaus fallen.

Hôtel du Bourgtheroulde.

Gut. — Eh bien denn!

Es wurde noch ausgemacht, daß wir die von fünf auf drei reducirten Statuen bis zuletzt lassen wollten; dann brachen wir auf. Zunächst in die Kirchen.

Die drei Kirchen des Programms waren: l'Eglise Maclou, l'Eglise St. Ouen und die Cathedrale. Was ihnen gemeinsam ist, ist die normannische Gothik. Weiterhin ein Wort über dieselbe.

L'Eglise Maclou ist eine kleinere Kirche. Sie gilt für ein chef d'œuvre und i s t es. In der Mitte des 15. Jahrhunderts aufgeführt, zeigt sie die Gothik in ihrer Vollendung. Dabei nichts von Ueberladung. Sie genoß seit ihrer Gründung gewisser Vorrechte: sie bewahrte das heilige Oel; ihr Kreuz ging in den Pro-

zessionen vorauf. Ihren größten Schmuck aber bildeten und bilden noch die erzenen Portal-Thüren, die, in Basrelief, einzelne Scenen aus der Heilsgeschichte darstellen! Sie sollen von Jean Goujon, der in Rouen eine ähnliche Rolle spielte, wie Nicolas Blasset in Amiens, herrühren. Der Vergleich mit den Ghibertischen Thüren ist naheliegend. Für den Kenner werden die letzteren um Vieles bedeutender sein; dem Auge des Laien aber empfehlen sich diese Thüren von Maclou. Sie wirken graziös, namentlich durch eine überaus geschickte Anwendung der Arabeske. Woher der Name Maclou kommt, habe ich nicht erfahren können. Englische Anklänge finden sich in der Normandie überall und sind natürlich; diese schottisch-gälischen aber müssen überraschen.

St. Ouen ist eine große Kirche, die sowohl an Alter wie an Ansehn mit der Cathedrale wetteifert, was sich beides aus der einfachen Notiz ergeben mag, daß Kaiser Otto I., als er 949 Rouen belagerte, von seinem Lager aus ein Salvum conductum erbat, um die Stadt betreten und in St. Ouen beten zu dürfen. An Schönheit, jedenfalls aber Einheitlichkeit (trotzdem der Bau der Kirche, wie sie sich jetzt präsentirt, vom 14. bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts währte) ist St. Ouen der Cathedrale überlegen. Ihre Mängel,

für mein Gefühl wenigstens, liegen andererseits in dem, was moderne Architekten als »die Abwesenheit von allem Störenden« bezeichnen, eine Baumeister-Phrase, gegen die ich einen wahren Haß habe. Es heißt nämlich nicht mehr und nicht weniger, als: »wir haben bei der letzten Renovirung alles hinausgeworfen; man kann jetzt alle Säulen und Pfeiler deutlich sehn; alles ist kahl, alles ist langweilig«. Diesen Säuberungs-Prozeß hat man mit dem alten St. Ouen aufs gründlichste vorgenommen.

Ich muß hieran eine Bemerkung knüpfen, für die ich eine so passende Stelle vielleicht nicht wieder finde. Die Baumeister, wenn man ihnen freie Hand läßt, operiren überall nach diesem Aufräumungs-Prinzip, das, rund heraus gesagt, in nichts anderem seinen Grund hat, als in krassem Egoismus. »Die Todten sind todt, und — der Lebende hat Recht«. Wenn nun aber dieser Egoismus aller Orten die Architekten-Gemüther beherrscht, auch da noch, wo ein gewisser historischer Sinn zu Hause ist, wie erst in Ländern, wo dieser Sinn in neunundneunzig Fällen von hundert fehlt! Und in Frankreich fehlt er überall. Außer den guten Fahrstraßen, den Pendulen, der Kirchlichkeit der Frauen und der Unkirchlichkeit der Männer, — außer

diesen vier Dingen, sag' ich, die sich wohl jedem Frankreich-Reisenden aufgedrängt haben, giebt es nichts, was sich so bemerkbar machte, wie die Gleichgültigkeit gegen die eigene Geschichte. Vielfach verkehrt sich diese Gleichgültigkeit geradezu in Haß. Das Herunterreißen der Vendôme-Säule entsprach und entspricht noch der Empfindung von Millionen.

Diese Thatsache ist, glaub' ich, unbestreitbar; eine Meinungsverschiedenheit kann nur darüber walten, woraus sie entstanden ist. Vieles hat dazu mitgewirkt. Hier sei nur eines hervorgehoben. Diese Gleichgültigkeit, dieser Haß, sie sind zu erheblichem Theile ein Resultat der total-verwerflichen Art, wie man sich in Frankreich seit achtzig Jahren gewöhnt hat, Geschichte zu lehren. Zurückliegendes wird vernachlässigt, vergessen, und so wächst denn ein Geschlecht heran, das von der alten Ruhmesgeschichte des Landes nichts mehr weiß, nichts mehr wissen kann und sich nothwendig von der neuen Ruhmesgeschichte, weil überladen damit, degoutirt abwenden muß. Unser Geschichtsunterricht umfaßt wohlweislich das Ganze und bringt es deshalb zu einer gesunden Wurzel in den Gemüthern. Es giebt bei uns keine Dorfschule, in der die Kinder nicht von Lützen, von Gustav Adolf, von Fehrbellin, vom alten Derff-

linger zu erzählen wüßten; wohingegen ich überzeugt bin, daß in Frankreich viele, sehr viele Menschen den Duguesclin, den Coligny, den Sully, ja selbst den großen Turenne nur dem Namen nach und die meisten auch diesen nicht kennen. Die Revolutions-Geschichte und die Geschichte des Ersten Kaiserreichs haben alles andere verdrängt; aber auch aus ihnen ist, weil eben die Masse des Stoffs, wie schon angedeutet, alles wahre Interesse ertödtet, im Volke nichts weiter lebendig geblieben, als ein paar Namen und ein paar Stichworte: Ney, Soult, Kleber; Grouchy als Verräther (»Verrätherei« macht in Frankreich immer populair), »Jahrtausende blicken auf euch hernieder«, »Le Brave des Braves«, »La Garde meurt, mais elle ne se rend pas«, und das »Merde« Cambronnes. Alles oberflächlich. Und eben diese Oberflächlichkeit ist es, aus der dann das Changiren der politischen Empfindung, der Bankrutt des jeweiligen Tages-Enthusiasmus nothwendig erwachsen muß. Denn wenn es auch wahr ist, daß der Franzose ohne Phrase nicht bestehen kann, so wechselt er doch innerhalb derselben, und was ihm heute ein Heiligthum war, hat schon deshalb einen Anspruch darauf, morgen eine Lächerlichkeit zu sein.

Undank und Pietätlosigkeit schreiten in häßlicher Nacktheit durch die Straßen. Kein Wunder; sie stellen sich immer ein, wo, wie eben in Frankreich, der historische Sinn verloren gegangen ist.

Und dieser ist verloren gegangen; noch einmal sei es gesagt. Könnten mir aber darüber, nach so vielen persönlichen Begegnungen, die ich gehabt, noch irgend welche Zweifel sein, so würden sie schwinden müssen Angesichts einer bestimmten Literaturform, deren Bekanntschaft ich ex officio machen mußte. Ich meine: die Städte-Beschreibungen und die Spezial-Historien. Man muß dieses Literatur-Genre aus andern Ländern her kennen, man muß wissen, was Deutschland, England, Schottland, Skandinavien, auf diesem Gebiete gethan haben und beständig thun, um den ganzen Unterschied gegenwärtig zu haben. Innerhalb der germanischen Welt ist alles lokalisirt; an jeden Ort, der genannt wird, werden zuerst und mit Vorliebe, seine Geschichte, seine Sitten und Sagen, seine Volksgebräuche geknüpft; man lernt Seite um Seite; man erfreut und erhebt sich; wohingegen all' die entsprechenden französischen Bücher das Gefühl einer ungeheuren Leere erzeugen. »Kommt es denn noch nicht?« man liest weiter, man blättert weiter, — alles umsonst; es ist nicht bestimmt

zu finden, ob König Harald seinen Entsagungsschwur in dieser Kirche leistete oder in jener, ob die Jungfrau von Orleans in diesem Thurm gefangen saß oder in jenem. Es ist nicht zu finden; warum nicht? weil es dem Schreiber selber völlig gleichgültig ist und weil er, ganz in der Modernität stehend, die Errichtung eines Abattoirs (natürlich immer unter Namensnennung des betreffenden Maires), die Gründung eines Gefängnisses »mit Ventilation« für unendlich wichtiger und interessanter hält, als eine der obigen Streitfragen. Auch in St. Ouen wurd' ich zu erheblichem Theile an diese Indifferenz erinnert.

Wir kehren jetzt in die genannte Kirche zurück. Bei aller Schönheit, die unbestritten bleibt, zehrt ihr bester Ruhm doch von zwei Namen, die noch dazu demselben Jahrzehnt desselben Jahrhunderts angehören. 1438 erschien hier der große Talbot, um in der Kapelle Saint Vierge die Leiche seines im Knabenalter verstorbenen Sohnes beizusetzen. Die Grabschrift lautet: »Ci gît noble homme, Jean Talbot, fils du Sieur de Talbot, Maréchal de France«. Sieben Jahre früher hatte an eben dieser Stelle seine geschworene Feindin gebetet, die Jungfrau. Das war am 24. Mai 1431. Sie rastete hier auf ihrem Wege

vom Kerker zum Verhör, rief den Schutz der Mutter Gottes an und trat dann, durch eine Seitenpforte, auf den »Kirchhof von St. Ouen« hinaus, wo bereits alles zu einer hochnothpeinlichen Prozedur hergerichtet war. Es wurde ihr noch einmal vom Bischof von Beauvais (er hieß Cauchon) die Frage gestellt: ob sie ihre Behauptungen von Engel- und Heiligenerscheinungen widerrufen wolle; sie habe nur zwischen diesem Widerruf und dem Scheiterhaufen zu wählen. Man zeigte ihr den Henker, der bereit stand, sie zum Holzstoße zu schleppen. Da widerrief sie. Aber nur um sechs Tage später den Widerruf zu widerrufen. Dies konnte bei ihrer eingebornen Heldennatur nicht ausbleiben. Sie hatte, auch darin groß und schön, der Schwäche der menschlichen Natur auf Augenblicke unterlegen; aber sie mußte, nach einem tiefinnerlichen Gesetz, dieser Schwäche wieder Herr werden. Sie durfte nicht verkümmern; heldisch wie sie begonnen, mußte sie enden; der Schluß mußte des Anfangs würdig sein. Ein Glück, daß die Größe im Bann ihrer selbst ist und zuletzt sie selber bleiben muß.

Von St. Ouen schritten wir auf die Cathedrale zu. Es sind nur wenige hundert Schritte.

Die Cathedrale wirkt mehr durch das Impo-

sante ihrer Erscheinung, wie durch ihre Schönheit. Es ist schwer, einen Vergleich für sie zu finden. Wenn man nicht in die Details gehen und nur eine allererste Empfindung befragen will, so wird man an den Straßburger Münster erinnert. Hier wie dort ein Massenbau, der ebenso sehr eine Burg ist (in Riesenproportionen) wie eine Kirche. Andere Vergleiche, die sich mir als halbzutreffend aufdrängen, lass' ich wieder fallen; nur einer mag hier stehen: Westminster-Palace, die modernen Parlamentshäuser. Bei aller Einheitlichkeit des Styls doch eine gewisse Uneinheitlichkeit des speziellen baulichen Gedankens hier wie dort; hier wie dort ein Conglomerat von untereinander ziemlich verschiedenen Thürmen.

Zwei von diesen Thürmen flößen an der Rouen-Cathedrale ein besonderes Interesse ein: der »tour de Saint Romain«, der als Uhr- und Glockenthurm dient, und der »tour de Beurre«, der Butterthurm. Eben dieser letztere, was sein Name am wenigsten erwarten lassen sollte, ist von großer Schönheit. Seine prosaische Benennung schreibt sich daher, daß er aus Spenden und Gaben aufgeführt wurde, die die Gläubigen darbrachten, um in der Fastenzeit Butter essen zu dürfen.

Wir traten nun ein. Es tritt einem auch hier wieder, wie in Maclou und St. Ouen, das Besondre der normannisch-gothischen Bauweise entgegen, das mir einerseits in einer überaus graziösen Pfeilerbildung, andererseits in einer bemerkenswerthen Schmalheit besonders der Seitenschiffe zu liegen scheint. Beides unterstützt einander und macht den Eindruck, als ob man durch eine Avenue von Palmenbäumen hinschreite. Die Kirchen in Süd-England, so weit sie aus dem 14. und namentlich aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen, wirken ähnlich; doch hatte ich hier in Rouen den Eindruck von dem Specifischen dieses Styles um vieles deutlicher. Ebenso andern Tags in Dieppe.

Die Cathedrale ist nicht nur reich an Erinnerungen, sondern auch an Gräbern und Grabmälern, die viel weiter in die Geschichte zurückgehen, als die Kirche selbst. Dies wiederholt sich sehr häufig; besonders bei Begräbnißkirchen. Der Neubau zieht entweder die alten Kapellenbauten mit in sich hinein, oder er entnimmt diesen alten Kapellen ihren Gräber-Inhalt und giebt demselben einen neuen Platz. So ist es (theils das eine, theils das andre) in St. Denis, in Roeskilde, in Westminster-Abtei. All' diese

Kirchen gehören in ihrer gegenwärtigen Gestalt dem 13., 14., 15. Jahrhundert an; aber sie umfassen Gräber, die bis an die Grenze des ersten Jahrtausends zurückgehn. So auch hier in der Cathedrale von Rouen.

Hier sind Rollo und Wilhelm Langschwert, die beiden ersten Normannenherzöge bestattet; hier haben Richard Löwenherz und sein Bruder Henri le Jeune ihre Gräber und ihre Grabdenkmäler. Sie haben sie bis diesen Tag, nachdem diese Denkmäler über hundert Jahre lang verschwunden waren. Dies kam so. 1562 während der Kämpfe mit den Hugenotten, gewannen diese momentan die Oberhand, drangen in die Cathedrale ein und schädigten, bilderstürmerisch wie der Puritanismus war, viele Grabmäler, darunter auch die König Richards und seines Bruders. In dieser beschädigten Gestalt lagen die marmornen Sarkophage noch bis 1736, wo die damals in Schwung kommende Impietät viel kürzeren Prozeß machte als die Bilderstürmerei des Puritanismus, und bei einer nöthig werdenden Renovation des hohen Chors die historischen Grabsteine einfach beseitigte. Es war just die Zeit, wo »Frühmittelalter mit Kreuzzug« den allerniedrigsten Kurs hatte. Aber andre Zeiten kamen;

das Geschlecht der Archäologen wurde geboren, und der Staat der Intelligenz erfand sogar eine neue Unterrichts-Disciplin: die Heimathskunde. Auch in Rouen regte sichs leise und die geistlichen Herren, wenn sie auch in der »Historie« wenig über das Durchschnittsmaaß hinausragen mochten, legten sich, wenn sie in ihren Chorstühlen saßen, doch wenigstens die Frage vor: »wo kann er nur eigentlich hingekommen sein?« Dieser »er« war ausnahmsweise nicht »Er«, sondern nur Richard Löwenherz, Cœur de Lion, von dem »Er«, wie einige behaupten, doch noch weniger abstammen soll, als von seinem eignen Vater. »Wo kann er hingekommen sein?« Es war nicht wahrscheinlich, daß man sein Marmorbild zerstückt, zerschlagen habe, noch weniger verschenkt (es gab damals keine Liebhaber für dergleichen); es war also sehr wohl anzunehmen, daß man sich begnügt haben werde, ihn einzuscharren, ihn im Bilde noch 'mal zu begraben. Auf diesen gescheidten Einfall hin, der vielleicht durch Kirchenakten unterstützt wurde, ging man vor, grub nach und siehe da, die Marmorbilder der beiden Plantagenets, erst das des Königs, dann das seines Bruders, stiegen aus dem Grabe auf. Unter den Steinfliesen des hohen Chors, wenig überdeckt von Erde und Bauschutt,

hatten sie gelegen. Man wusch ihren marmornen Leib, man legte sie aufs Neu auf ein Bett von Stein, und wiederum, wie in ältesten Tagen, ruhen sie jetzt zu beiden Seiten des hohen Chors, und der Besucher tritt heran und blickt nicht ohne Bewegung in die königlich ernsten Züge des »Löwenherz« *).

Der historisch, wie kunsthistorisch interessanteste Theil der Cathedrale ist die Kapelle St. Vierge, die sich unmittelbar zur Rechten des hohen Chors befindet. Wenn man in diesen Raum, der nur ein gedämpftes Licht hat, eintritt, bemerkt man vor allem andern zwei priesterliche Hüte, einen Cardinals- und einen Erzbischofs-Hut, die mit Corden und Quasten geschmückt, hoch oben an der Gewölbedecke der Kapelle hängen. Der eine ist der Hut des Cardinals von Cambacérès, der andre der Hut des Erzbischofs Blanquart von Rouen; — sie warten hier oben auf Ablösung. Diese

---

*) Der Bruder „Henri le Jeune" ist unzweifelhaft ächt. Auch Richard wird dafür ausgegeben, mag es auch sein; in diesem Fall aber ist wohl anzunehmen, daß das alte Bildniß einer sehr erheblichen Aufbesserungs-Prozedur unterzogen worden ist. Es hat nichts von dem ächten, abgeglätteten, gelblichen Marmorton des andern Bildnisses. — Uebrigens mag an dieser Stelle noch erwähnt werden, daß bei den betreffenden Ausgrabungen auch der Sarg des Herzogs Johann von Bedford, Regent während der Minderjährigkeit Heinrichs VI. und Führer der Engländer in den Kämpfen gegen die Jungfrau, aufgefunden wurde.

erfolgt, wenn wieder ein Erzbischof der Diöcese stirbt; dann wird, wie bei einem Flaggenwechsel, der älteste Hut niedergelassen und der neue aufgehißt, so daß immer zwei oben sind.

Die eigentliche Sehenswürdigkeit dieser Kapelle sind nun aber die großen Grabmonumente, die sich hier vorfinden, Denkmäler, die an Kunstwerth dem Schönsten gleichkommen, was St. Denis (zufällig derselben Epoche Franz I. angehörig) aufzuweisen hat, an einem gewissen prickelnden Reiz aber, wenigstens eins davon, alles dort Aufgestellte übertreffen. Es sind dies: das Grabdenkmal der beiden Cardinäle von Amboise und das Monument, das Diana von Poitiers ihrem Gemahl, dem Louis de Brézé errichten ließ.

Das Denkmal der beiden Cardinäle, Onkel und Neffe (ich versprach mich Anfangs immer und sagte: Vater und Sohn) ist sehr groß, sehr reich, sehr complicirt. Der jüngere Cardinal, damals noch Erzbischof, ließ es dem Andenken seines großen Oheims, des Cardinal-Staatsministers unter Ludwig XII. errichten. Nach Sitte jener Zeit aber, die die Donatoren immer zu Mitspielenden machte, erscheint der jüngere Amboise gleich mit auf dem Bildwerke, so daß nun der Todte

und der Lebende nebeneinander knien und zur heiligen Jungfrau beten. Der Gesichtsausdruck des älteren Cardinals ist außerordentlich schön, eine Verkörperung frommen Gebets, so rein, so unweltlich, wie Seine Eminenz vielleicht nie gebetet hat, denn er war ein sehr kluger Herr. Auf die umgebenden Figuren: 12 Apostel, 8 Heilige, 6 Cardinal-Tugenden (nicht immer Cardinals-Tugenden) geh' ich nicht weiter ein; jede einzelne ist ein Kunstwerk ersten Ranges. Wie sehr sind wir zurückgekommen seitdem! gewiß nicht vorwärts. Interessant wie alles an diesen Bildwerken ist auch die Inschrift, die sich übrigens nur auf den ersten, auf den großen Cardinal, bezieht. Sie lautet:

Pastor eram cleri, populi pater, aurea sese
Lilia subdebant, quercus et ipsa mihi.

Also in Uebersetzung: »Ich war der Hirt des Clerus, der Vater des Volks; die goldne Lilie und selbst die Eiche unterwarfen sich mir.« Die Eiche, Quercus Robur, ist eine Anspielung auf Rovere, den Familiennamen des Papstes Julius II.; so daß die Inschrift mit aller Naivetät ausspricht: er beherrschte den König und den Papst. Man übertrage sich das auf andre Verhältnisse. Wäre das in Deutsch-

land möglich? Und doch besitzen wir Größeres als Georges d'Amboise, den Minister-Cardinal.

Gegenüber zur Linken befindet sich das schon erwähnte Grabmonument des Groß-Seneschalls von Frankreich, Louis Brézé, wohl eins der interessantesten Denkmäler, die je errichtet wurden. Ich persönlich kenne kein interessanteres. An künstlerischer Vollendung, so ausgezeichnet es ist, mag es von vielem Alten und Neuen übertroffen werden, es mischt sich aber hier, wie schon angedeutet, so viel kulturhistorisch Pikantes mit ein, daß es zu einem Unicum wird.

In alle Details einzugehen, verbietet sich; nur also das Wichtigste.

Es ist, nach Sitte der Zeit, ein figurenreicher, glänzend ornamentirter Marmorbau; Skulptur und Architektur durchdrangen sich nirgends so zu etwas völlig Einheitlichem, wie in den Grabmonumenten jener Epoche. Hier haben wir zunächst ein Fundament, darüber eine Säulenhalle, über dieser eine Rundbogen-Nische. Auf dem Fundament, das brechende Auge gegen die Decke der Säulenhalle gerichtet, liegt der Groß-Seneschall, nackt, in allen Agonien des Todes. Zu seinen Häupten, nonnenartig (also gut gewählt) steht Diana von Poi-

tiers, den Kopf in einer Trauerkapuze*); zu Füßen des Sterbenden die Jungfrau Maria. Ein Glück für ihn, daß sein Auge, wenn es sich von der Decke wegwendet, auf Maria fallen muß und nicht auf Dianen. In der Nische oben, als sei nichts vorgefallen, sitzt der Groß-Seneschall wieder zu Pferde; die Lanze ist eingelegt; er reitet zum Turnier. Das Merkwürdigste aber bleiben die Inschriften. Die obere ist verhältnißmäßig harmlos. Ihr entnehm' ich nur folgende Stelle. »Après avoir vécu en vertu jusqu'à l'âge de LXXII. ans (arme Diane, sie war gerade 30) la mort l'a fait mettre en ce tombeau pour retourner vivre perpétuellement«. Das »retourner« war wohl mit Reservationen gesagt. Die eigentliche Inschrift aber, vielleicht nicht ohne Absicht in lateinischer Sprache, lautet wie folgt:

*) Sie macht an dieser Stelle etwa den Eindruck einer Aebtissin; das Weltliche fehlt, aber es fehlt auch das Schöne. Und doch muß sie sehr schön gewesen sein, wenn ihre Bilder zuverlässig sind. Pückler sah ein solches Bild 1834 in Schloß Chenonceaux und giebt folgende Beschreibung: „Ein reizendes Geschöpf, die Taille einer Nymphe, freudig, in kräftiger Fülle, wie die Göttin der Jugend um sich blickend. Ihr graziöses Jagdkostüm ist heute fast wieder modern geworden. Höchst geschmackvoll sind besonders die Haare in Locken gescheitelt und aufgebunden, Busen und Schultern fast bloß, die kleinen Füßchen in zierliche Schuhe gehüllt“. Man sieht, daß sie noch im Bilde einem Fürsten gefährlich werden konnte, noch dazu einem Fürsten Pückler, der in Sachen der Galanterie selbst einem Franz I. nicht zu weichen brauchte.

Hoc, Lodovice, tibi posuit Brezae sepulchrum
Pictonis amisso maesta Diana viro
Indivulsa tibi quondam et fidissima conjux
Ut fuit in thalamo, sic erit in tumulo.

Also: »Dies Monument, o Louis de Brézé, wurde Dir von Diana von Poitiers errichtet, als sie sich Deiner, ihres Gatten, beraubt sah. Sie war Deine unzertrennliche Gefährtin, und wie sie Dir eine treuste Gattin in der Ehe war, so wird sie es Dir auch im Grabe sein«. Sie wurde 35 Jahre später auf ihrem Schloß Anet in der Touraine begraben, 50 deutsche Meilen von Rouen. Man sagte damals im Hinblick auf die vorstehende Inschrift: »sie habe ihr Wort völlig eingelöst und dem Groß-Seneschall im Tode dieselbe Treue und Genossenschaft gehalten, wie im Leben«. Da steht denn nun dies Trauerdenkmal als ein großes Lügen-Monument! Die Franzosen waren immer groß nach dieser Seite hin. Es ist nöthig, ein paar Daten gegenwärtig zu haben: Diana von Poitiers vermählte sich 1514, in frühester Jugend, mit Louis de Brézé; gleich darauf wurde sie die Geliebte des Königs; 1531 starb Brézé; sie setzte ihm ein Denkmal als »treueste Gattin« und — blieb »des

Königs«. 1547 starb auch dieser. Noch im selben Jahre (sie war damals achtundvierzig) wurde die treuste Geliebte des Vaters die treuste Geliebte des Sohnes, Heinrichs II. Es heißt, daß sie »seine wilde Natur gesänftigt habe«. Es ist schon möglich. Ihre letzte Neigung war — Protestantenverfolgung. Man soll ihr keinen Vorwurf daraus machen; es war so Sitte der Zeit.

»Ich hab' es gesehen, aber ich glaub' es nicht«, — nach diesem berühmten Satze scheinen sich Liebe, Ehe und Treue, sammt allen dahin einschlagenden Fragen und Zweifeln, in »la belle France« in alten und neuen Tagen regulirt zu haben.

Rouen.

Du sollst die Lilie im Wappen tragen,
Den Besten sollst du ebenbürtig sein
In Frankreich; nur das königliche Blut
Von Valois sei edler als das deine.

Jungfrau von Orleans.

II.

Nichts macht so guten Appetit, wie Cathedralen-Besuch und Grabschriften-Lesen; ich schlug also vor, als wir wieder ins Freie traten, unser nächstes Ziel das Hôtel du Bourgtheroulde sein zu lassen, weil ich Vorstellungen an diesen Namen knüpfte, wie etwa an Hôtel du Nord. Der Gedanke kam mir zwar, daß es ungewöhnlich sei, Etablissements derart sich zum Range einer Sehenswürdigkeit erheben zu sehn; aber über was hüpften unsre Zweifel nicht hinweg, wenn sie in Conflikt gerathen mit unsren Wünschen.

Also Hôtel du Bourgtheroulde! Ein Glück

für meine Stimmung, daß ich schon auf dem Wege dorthin über meinen Irrthum aufgeklärt wurde.

Das Bourgtheroulden-Hôtel ist ein Schloßbau, ein Herrenhaus, in jenem in der Normandie-Hauptstadt vielbewunderten Style aufgeführt, den ich einen Mischling von englischem Tudor- und belgischem Rathhausstyle nennen möchte, und der doch weder den einen noch den andern an Schönheit erreicht. Es scheint freilich, wenn ich im Auge behalte, daß eine ganze archäologische Literatur über dies Bourgtheroulden-Hôtel erschienen ist, als unterschätzte ich die Bedeutung dieses Baues nach mehr als einer Seite hin; indessen tröstet mich die Frage: worüber existirte schließlich nicht eine Literatur-Abzweigung, wenn der Gegenstand nur hinreichend alt und dunkel ist! Das Letztere ist immer die Hauptsache. Das Räthsel reizt. Dies Bourgtheroulden-Schloß ist ein Sanspareil für alles, was Spezialforschung heißt; stünde es an Spree oder Havel, so würde ich unter den Ersten sein, die ihm ein Kapitel widmeten, aber auf Reisen gelten nur solche Apartheiten, die zugleich einen Connex mit dem großen Allgemeinen unterhalten, will sagen solche Dinge, die das Glück gehabt haben, der Weltgeschichte in irgend einer Form und Weise vorgestellt zu werden.

Davon hat nun das Bourgtheroulden-Schloß ein zu spärlich zugemessenes Theil. An einem Seitenflügel ziehen sich, friesartig, zwei Reihen von Basreliefbildern hin, von denen die obere Reihe ziemlich räthselvolle Historien aus der biblischen oder vielleicht auch heidnischen Geschichte zur Anschauung bringt, während die untere Reihe die berühmte Begegnung zwischen Franz I. und Heinrich VIII. auf dem Camp du drap d'or zum Gegenstande hat. Ich sage die »berühmte Begegnung«, aber ich gebe damit nur eine, namentlich in England landläufige Phrase wieder, denn im Grunde genommen, was könnte, nachdem diese Dinge nun 'mal zurückliegen, jetzt noch gleichgültiger sein, als diese Begegnung zwischen zwei König Blaubarts, von denen der eine sich mit den Frauen als solchen, natürlich in größtmöglicher Zahl begnügte, während der andere noch eine Vorliebe für abgetrennte Köpfe hinzufügte. Es würde auch muthmaßlich kein Mensch mehr von diesen Dingen sprechen, wenn nicht Hans Holbein, im Schlosse zu Hampton-Court, dieser Begegnung ein künstlerisches Leben gegeben hätte, das nun die Bedeutung der Sache selbst längst überdauert hat. Die Erinnerung an jenen Hampton-Court-Tag war denn auch das einzige, was mir diese hier angebrachten, viel-

fach lädirten Sandstein-Reliefs bis zu einem gewissen Grade werth machen konnte, Reliefs, deren kühnes Compositionstalent übrigens noch sehr wohl zu erkennen war. Sie erinnerten in ihrem turnierlichen Durcheinander an die schönen Arbeiten auf den Grabdenkmälern Ludwigs XII. und Franz I. in St. Denis, die beispielsweise die Schlachten von Marignano und Cerisolles mit einer Detailfülle wie wirkliche Schlachtenbilder zur Anschauung bringen.

Vom Bourgtheroulden-Schloß in das Palais de Justice! Es gehört derselben Epoche an, wie jenes, und die Provinzial-Bewunderung, die ihm zu Theil wird, unterliegt denselben Beschränkungen, die ich bereits ausgesprochen habe. Hier beginnt nun auch jene Trinkgelder-Zwickmühle, die den Besuch großer Schlösser und Paläste, die ihrerseits wieder in Höfe und Quartiere zerfallen, so gefährlich macht. Immer neuen Händen überliefert und vom halben Franken (weil diese ausgegangen) längst zum ganzen Franken, natürlich blutenden Herzens, emporgestiegen, sieht man jenen furchtbaren Moment hereinbrechen, wo einem nur noch die Wahl bleibt, einem solchen Harpax für seine langweilige Erklärung von fünf Perrücken-Bildern ein Fünffrankenstück zu überhändigen, oder aber das furcht-

bare Wort auf die Lippen zu nehmen: »Geben Sie mir vier wieder heraus«. Ich hab' es selten schlimmer getroffen, wie in diesem Palais de Justice. Nur der Kölner Domschweizer, der mir, eine Art von grotesker Pfeiler-Dryade, seinerzeit aus jedem Säulenbündel entgegenzutreten schien, ist auch hier im Palais de Justice unübertroffen geblieben.

Der größte Theil des Palastes, der übrigens nur ein Hochparterre-Bau ist, besteht in seinem Innern aus renovirten Sitzungssälen, die wenn man die goldnen Bienen von Wand und Decke aufscheuchen und durch rothe Adler oder gar den bekannten Berliner Tanzbär zu ersetzen vermöchte, eben so gut in Wäsemanns Rathhaus, wie in diesem Palais de Justice betroffen werden könnten. Sie sind ganz und gar modern langweilig. Eine große, schmucklose Halle, mit einer Art Schindeldecke, frappirt durch leise Anklänge an Westminster-Hall, Anklänge, die selbst dadurch nicht gestört werden, daß sich an der einen Schmalwand das Gipsmodell der Colossalstatue des großen Corneille erhebt. Die weiße Wandfläche und das weiße Modell, beide längst angegraut, stimmen zu einander. — Das Interessanteste im ganzen Palast ist ein erkerartiges Thurmzimmer, achteckig, von dem

es heißt, daß Ludwig XII., so oft er in Rouen war, seinen Staatsrath eben allda versammelt habe. Die Herren müssen sehr eng gesessen haben, etwa wie 6 Personen im Haupte der »Bavaria«. Hoffen wir, daß die Sitzungen kurz gewesen sind.

Vom Palais de Justice sind es nur wenige hundert Schritt bis zum »Uhrthurm«, dessen Portal zu einer hier vorüberführenden Straße in einem ähnlichen Verhältniß steht, wie Temple Bar zu Fleet-Street. Der Bau an und für sich ist ebenso reiz- wie intereßlos; die Portal-Wölbung aber, und zwar an ihrer ganzen Decke hin, zeigt ein überlebensgroßes Reliefbild, das ich bis auf Weiteres als etwas Apartes ansehen möchte. Ich bin nirgends Aehnlichem begegnet. Ein Hirt mit dem Stabe weidet seine Heerde; einzelne der Lämmer sind um ihn, andere nagen am Gras oder schreiten durch die Blumen des Feldes. Eine sehr vorzügliche Arbeit. Die Bewohner von Rouen fassen es als eine sinnbildliche Darstellung ihrer Stadt auf, die ursprünglich eine Stadt der Triften und Heerden gewesen sei. Es ist fast, als sträube man sich, dem Bilde seine tiefere Bedeutung zu geben, die doch zugleich die einfachere und natürlichere ist. Könnte noch ein Zweifel sein, so würden

ihn die Inschriften beseitigen. An der einen Seite lesen wir: »Pastor bonus«; an der andern: »Animam suam ponit pro ovibus suis«.

Wir waren nun mit unserem Programm, namentlich mit den großen Nummern, glücklich durch; nur die fünf Statuen, die ich bis auf drei heruntergehandelt hatte, standen noch in petto. Ich strich rasch noch eine: den Corneille auf der Brücke, sein Modell hatt' ich ohnehin gesehen; verblieben uns nur noch Boieldieu und Jeanne d'Arc.

Wir nahmen den Componisten zuerst. An dem Promenaden-Square, dem er den Namen gegeben hat (Cours Boieldieu) hat man ihm ein Denkmal errichtet: eine Portraitstatue, aber sitzend. Da saß er nun also, unbedeutend, in der üblichen Steinkohlenpatina großer Städte, keine andere Frage in mir anregend, als die eine: »wie kann der Vater der »weißen Dame« so schwarz geworden sein?«

Sich loszureißen von dieser Stelle war um so leichter, als das letzte, was noch verblieb, doch auch das Beste war: das Denkmal der Jungfrau. Ursprünglich ein Brunnendenkmal, befindet es sich auf dem Vieux-Marché, auf dem Alt-Markt der Stadt, aber auf jener Abzweigung desselben, der man später

den Sondernamen »Place de la Pucelle« gegeben hat.

Wir schritten diesem Platz zu; in seiner Mitte ragte das Denkmal auf. Das war also die Stelle, wo man sie verbrannte. Welche Tage waren vorausgegangen, was lag alles zwischen jenem Widerruf auf St. Ouen und dieser letzten Stunde!

Am 27. oder 28. Mai 1431 war es, daß sie im Gefängniß ihren Widerruf widerrufen hatte. Ich sprach schon im vorigen Kapitel davon. Drei bestialische Kriegsknechte, die man ihr als »Hüter« mit in den Kerker gegeben hatte, halfen ihr mittelbar zu diesem Entschluß. Sie wollte lieber sterben, als so leben. Als Bischof Cauchon, nach dem letzten entscheidenden Verhör, das Gefängniß verließ, sagte er zu den zahlreich versammelten Engländern: »Freut euch! Sie ist geliefert. Gesegnete Mahlzeit!«

Am 29. wurde sie der Ketzerei schuldig befunden, am 30. früh 9 Uhr im Büßerhemd, vom Burghof aus, auf einen Karren gesetzt und nach dem Alt-Markt gefahren. Zwei Mönche saßen neben ihr; 800 Söldner umgaben den Karren. So kam man an; drei Gerüste waren aufgeschlagen, auf dem dritten, das eine gemauerte Unterlage hatte, der Scheiterhaufen. Hier

auf dem Markte sollte nun eigentlich erst die Uebergabe an die weltliche Gerichtsbarkeit stattfinden, eine Formalität, die doch immerhin Stunden in Anspruch genommen hätte. Da schrien die Engländer den Bischof an: »Wie, Priester, glaubst Du, wir sollen hier zu Mittag essen?« So zerrte man diese schönste Blüthe, die das Lilien-Frankreich je getragen, ohne Weiteres auf den Scheiterhaufen und bald lohte die Flamme empor. Ihre Ergebung erschütterte selbst diese Herzen. Sie aber begann zu beten. »Noch einmal, so heißt es, hörte man den Namen Jesus, dann neigte sie den Kopf, um ihr Gebet im Himmel zu beschließen«. Das ist schön. — Viel Volks stürzte nach Haus und rief: »Wir alle sind verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt«. So war es. Die Legende aber erzählte später: eine weiße Taube sei aus den Flammen gen Himmel geflogen.

Diese Stelle wird immerdar geheiligt bleiben, und wenn man ein Schauspielhaus für Offenbachsche Opern an eben dieser Stelle errichtete! Aber all' diese Heiligung hebt doch schließlich die Gefährdung nicht auf, die diesem Platze gerade aus dem erwächst, woraus ihm eine gesteigerte Wirkung kommen sollte: aus eben seiner Jungfrau-Statue. Sie wurde 1755

errichtet, und trägt alle Schwächen der Louis XV. Zeit, aber keinen ihrer Vorzüge. Sie heuchelt Leben und ist doch nichts als eine mythologische Puppe. Unerhörter Gedanke! man stellte die Jungfrau, diese christlich-idealste Verkörperung des Kriegerischen, die je die Weltgeschichte sah, zurückgreifend, borgend, als Bellona dar. Man warf den Goldgulden fort und nahm den Pfennig auf. Der Schiefheit der Idee entsprach die Ausführung.

Aber, als sollte die poetische Wucht dieser Stelle noch weiter geprüft werden, wie man im Märchen Königskinder bis ins Unendliche prüft, so ging die Unbill, die hier schon so vieles verschuldet hatte, schließlich noch über das künstlerische Unvermögen eines untergeordneten Bildners hinaus und das schon Mangelhafte und gedanklich Verstümmelte ward auch noch thatsächlich zerbrochen und zerschlagen. Man schlug dieser auf den Namen Bellona hörenden Jungfrau den rechten Arm fort, zugleich den Knauf ihres Schwertes; und so erhebt sich denn auf dem Alt-Markte zu Rouen das Sinnbild französischer Glaubenstapferkeit mit halbem Arm und zerbrochenem Schwert, eine Lächerlichkeit, aber freilich auch — weit über diese hinaus — eine furchtbare Wahrheit!

Ich zeigte darauf hin. Mein Cicerone verstand mich augenblicklich und sagte: »ihr Arm wird wieder wachsen. Gott hat immer Wunder an ihr gethan.«

Es klang halb patriotisch, halb frivol. Ich nahm mir das Beste davon; dann nickten wir einander zu und schieden als gute Freunde.

Rouen.

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.
Lenau.

* *
*

Am hänfnen Tauwerk Schifferjungen klettern;
Die helle Pfeife tönt; die Leinensegel
Sie bauschen sich im unsichtbaren Winde
Und durch die Fluten furcht der mächt'ge Kiel.
Heinrich V.

III.

Mir blieben noch zwei Stunden; das beste Theil davon bestimmte ich zu einem Besuche des durch seine Lage und seine Kirche gleich berühmten Dorfes Bonsecours. Ich nahm also einen Fiacre und fuhr bergan. Das Pferd schnob und keuchte, mir aber war es leicht ums Herz, wie immer, wenn man das Gefühl hat, etwas abgemacht zu haben. Rouen war »absolvirt«. Wenigstens glaubt' ich es. Aber das Bekenntniß mag gleich hier eine Stelle finden, daß dieser Glaube nur sehr bedingungsweise richtig war. Zu einer Hauptstadt gehören bekanntermaßen auch ihre Umgebungen, Paris ist nicht gut ohne Versailles, London nicht gut ohne Windsor, Berlin nicht ohne Charlottenburg, ja

für den Feinschmecker kaum ohne Tegel zu denken, und an diesen Tegels und Charlottenburgs von Rouen war ich, wie mir erst später klar werden sollte, vorübergegangen. Unter meinen diesmaligen Reisefehlern habe ich als flagrantesten den zu verzeichnen, daß ich der »Seine inférieure«, diesem Kern- und Mittelpunkt der alten Normandie, nicht die Aufmerksamkeit geschenkt habe, die ihr so reichlich gebührt. Ich wußte damals einfach nicht, was ich alles versäumte: Caen, Evreux, Bayeux, Jumièges *), lauter Plätze, die mit

---

*) Alle diese Orte sind reich an Kirchen und Abteien aus der normannischen Zeit. In St. Stephan zu Caen ruhen Wilhelm der Eroberer und seine Gemahlin Mathilde. Der Grabstein des letzteren trägt (falls ich recht berichtet bin) die auffallende Inschrift: Hic jacet Guilelmus Normanniae Conquestor. Er war Normanniae Dux und Britanniae Conquestor. — In Bayeux befindet sich der berühmte Teppich, vielleicht von der Hand der Königin Mathilde, Ausgang des 11. Jahrhunderts gefertigt, der die Hauptmomente der Eroberung Englands durch „Normannenherzog Wilhelm“ darstellt. — Am meisten würde mich ein Besuch in der großen, jetzt halb in Trümmern liegenden Abtei zu Jumièges interessirt haben, wo das Herz der Agnes Sorel bestattet liegt. Eine schwarze Marmortafel mit Inschrift bezeichnet die Stelle. Ihr Körper ruht zu Loches im Departement Indre und Loire. Ich entnahm dies, soweit es sich auf Jumièges bezieht, den Mittheilungen eines jungen Offiziers, mit dem ich später die Fahrt von St. Quentin nach Sedan gemeinschaftlich machte. Er hatte von Rouen aus, so weit unsere Truppen standen, die Normandie historisch und archäologisch abgesucht. (Eine Portraitbüste der Agnes Sorel befindet sich in dem mehrgenannten Schloß Chenonceaux bei Chambord, wo sich, wie schon an anderer Stelle erwähnt, auch die Portraits von Diana von Poitiers und Gabriele d'Estrées vorfinden.)

der Vorgeschichte des Landes verwoben sind, und der einzige Trost (freilich ein leidiger) muß mir bleiben, daß es mit Sehenswürdigkeiten vielfach ist wie mit Quellenbüchern: man hört von ihrer Existenz erst, wenn man mit der Arbeit fertig ist. Ich hatte beispielsweise damals nur eine sehr vage Vorstellung davon, daß das Schloß von Robert le Diable in verhältnißmäßiger Nähe gelegen sei. Ob ich es aufgesucht hätte, wenn ich von eben dieser Nähe eine ganz bestimmte Kenntniß gehabt hätte, muß freilich, wie vieles andere, dahin gestellt bleiben. Ich bezweifle es fast. Gerade dieses Schloß nämlich (um doch auch ein Geständniß abzulegen) war für mich entzaubert, seitdem ich einem durch die Zeitungen gehenden »Entrüstungs-Artikel« die Versicherung entnommen hatte, »daß die Gnaden-Arie in den Trümmern des Schlosses nicht gespielt worden sei«. Die Empfindungen sind verschieden. Während die einen überall hin ihr Feierlichkeits-Bedürfniß tragen, sind die andern für humoristische Gestaltung der Dinge, auch in der Weltgeschichte.

Die Höhe von Bonsecours hinauffahrend, an Häusern und Villen vorbei, die sich bis auf die Kuppe ziehen, lagen mir alle diese Betrachtungen über Ver-

säumtes und Nicht-Versäumtes noch fern. Heitren Sinnes, im Bewußtsein frisch eingeheimster Schätze, langte ich oben an. Das erste, was man sieht (das Panorama verbirgt sich noch), ist die Kirche. Sie ist neu und verdankt ihre Entstehung dem Abbé Godefroy, der vor 20 oder 30 Jahren durch alle Lande zog und an Fürstenhöfen, protestantischen wie katholischen, die bekannten »Scherflein« einsammelte. König Friedrich Wilhelm IV., wenn ich recht berichtet bin, zeichnete einen nicht unerheblichen Beitrag. So entstand die Musterkirche von Bonsecours, die freilich auch ein »Muster« ist im Sinne einer Tapisserie-Handlung. Es bezieht sich dies selbstverständlich nur auf die innere Ausschmückung, die, nach dem Vorbilde der Sainte Chapelle in Paris, die polychrome Behandlungsweise sich zur Aufgabe stellte. Die Sainte Chapelle kenne ich leider nicht; aber Bonsecours kenne ich jetzt. Es scheint mir geradezu eine Verirrung; und wenn das XIII. Jahrhundert sich wirklich innerhalb dieser byzantinischen Farbengebung gefallen hat (was doch schließlich bis zu dem Grade immer noch zu beweisen übrig bleibt), so kann man es nur als eine gesunde Reaktion betrachten, daß folgende Jahrhunderte einfach mit der weißen Mauertünche über

all' diese Herrlichkeit hergingen. Ich hasse die puritanisch-langweilige Kahlheit der Wände so aufrichtig wie nur möglich; wenn denn aber 'mal zwischen zwei Extremen durchaus entschieden werden soll, so bin ich ohne Besinnen für weiße Tünche contra Ruppiner Bilderbogen. Dieses Durcheinander von Roth und Blau, von Grün und Gold, diese Einwicklung des ganzen Gotteshauses, wenigstens dem Effekte nach, in türkische Teppiche, giebt dem Ganzen einen orientalischen, ja, für mein Gefühl einen geradezu heidnischen Charakter, und zwar heidnisch mit dem Beischmack von barbarisch. So herrlich, so christlich erhebend ich eine Ausschmückung finde, wie beispielsweise die des Speierer Doms, der auch von Farben leuchtet, so verwerflich find' ich dieses Farbenchaos, wie es Bonsecours zeigt, eine wüste Masse, die nur erdrückt, aber nicht aufrichtet.

Gegen die Kirche von Bonsecours ist viel zu sagen, aber nichts ist zu sagen gegen die gleichnamige Höhe. Das Panorama, das sich hier aufthut, ist von seltner Schönheit. Die Seine, von bald näher heran-, bald weiter zurücktretenden Bergen eingefaßt, bildet ein breites, herrliches Wiesenthal. Auf dem Flusse selbst schwimmen Inseln, von Gras überdeckt, mit Häusern und Heerden besetzt. Schluchten, groß und klein, durch-

schneiden die Längslinie, die dem Laufe der Seine folgt, und an eben der Stelle, wo ein größeres Querthal in das Hauptthal einmündet, liegt Rouen, mit seinem Fuße den Fluß, mit seinem Haupte die Höhe des Berges berührend, eine gewaltige Häusermasse, vielfach von Essen und Schloten, aber alle diese wiederum von den Stutz- und Spitzthürmen der normannisch-gothischen Kirchen überragt.

Am Flusse hin, selbst in seinem Klein-Treiben deutlich erkennbar, dehnt sich ein Quai; Dampfboote legen an und lösen sich vom Ufer, die Zugbrücke steigt und fällt, Equipagen und »Rollwagen« ziehen rasch und langsam ihre Straße; kein Ton dringt bis zu dieser Höhe hinauf, aber das Bild von allem liegt vor mir ausgebreitet da. Es lockt mich endlich in die Mitte dieses Treibens hinein, und so geb' ich denn Bonsecours und seine Höhe auf, um die letzte Stunde unten am Bollwerk, inmitten heitrer Geschäftigkeit zu verplaudern. Wenn sich das Plaudern macht.

Im Fluge war ich unten. An einer Ecke von Cours Boieldieu und der Rue du grand Pont nahm ich Platz; — ein Kaffeehaus mit Zeltdach und Oleanderbäumen! Ich konnt' es nicht besser treffen; glückliche Stunde.

Hier lärmt und schwärmt, hier gleitet und schreitet das vielgestaltete Leben von Rouen, ununterbrochen wie eine Prozession, an einem vorüber. Die verschnittnen Linden, die breiten Trottoirs, die glänzenden Verkaufsläden, die fliegenden Buchhändler, die geputzten Damen (geputzt auch in schwarz), sie geben dem ganzen Treiben den Stempel des Boulevard; aber unmittelbar jenseits dieses Treibens, die Schiffe und die Boote, die Landungsbrücken und die Wassertreppen, die Theerjacken und selbst der Theergeruch, sie tragen den Quai- und Bollwerks-Charakter mitten in dies Boulevard-Treiben hinein. Halb Paris, halb Antwerpen, das ist es! Dazu aber, ihm seinen vollsten Zauber leihend, gesellt sich noch ein drittes Element, an England erinnernd, ohne doch in allem englisch zu sein: das Normannische. Die Eigenartigkeit dieser herrlichen Stadt tritt darin zu Tage und mahnt an die Jahrhunderte, wo der Schwerpunkt Englands mehr an der Mündung der Seine als an der Themse lag.

Ich wartete bis die Sonne flußabwärts die Hügellinien streifte. Neben mir in munterm Geplauder saßen junge Offiziere der Danziger Brigade, jener ruhmgekrönten Regimenter 44 und 4. Sie

schienen glücklich, und die Vermuthung wenigstens mag ausgesprochen sein, daß sie angesichts der eben jetzt in Gold schimmernden »Seine inférieure«, der in Wahrheit viel inferioreren Radaune (inclusive Mottlau) nicht gerade in besonderer Sehnsucht gedachten.

Dieppe.

When shall we three meet again?
Macbeth.

* * *

Es liebt ein frohes Angesicht
Der liebe, frohe Wein,
Du kannst mit ihm nur heiter sein,
Wenn du schon heiter bist.
George Hesekiel.

I.

Noch derselbe Abend führte mich nach Dieppe. Es war ein Spätzug, ich glaube 10 Uhr. Es regnete; der Wind schlug die Tropfen, hart und klingend wie Hagelkörner, an das Coupé-Fenster; die hochbrennende Lampe flackerte hin und her. Wir waren unsrer drei: zwei Damen (mir gegenüber) und ich. Dann und wann streifte mich ein examinirender Blick von drüben; im Ganzen aber waren beide einem rapide geführten Gespräch hingegeben, oder schienen es wenigstens zu sein. Die Hauptsprecherin war 40, die andre noch älter. Nur jene kam in Betracht; sie mochte die Frau eines Grabmonument-Fabrikanten oder eines Communallehrers sein. Plötzlich ließ sie ihr Portemonnaie fallen,

das sie bis dahin zwischen Daumen und Zeigefinger gedreht hatte. Ich bückte mich natürlich, um es aufzuheben. Das war also geglückt.

Vous êtes Prussien?

Je ne le peux pas contester.

Sie lachte und zeigte ihre brillanten Zähne. Es muß wahr sein, diese Französinnen haben etwas Pikantes, das manches Fehlende nicht nur ausgleicht, sondern ihnen noch einen Ueberschuß sichert; namentlich im Vergleich mit den Engländerinnen! Und das ist ein Glück, denn es ist der Sieg des Geistigen über die bloße Form. Ich für mein Theil bin längst so weit, ein kluges Zucken um die Mundwinkel unendlich anziehender zu finden, als die korrekteste Nasenbildung. Wie eine restirende Schwachheit ist mir aus der Welt schöner Formen nur die Passion für kleine Ohrläppchen geblieben.

Diese hatte nun mein vis-à-vis, ohne daß ich Gelegenheit gehabt hätte, mich darüber zu vergewissern, sicherlich nicht; ihre Forcen waren Augen und Mund. Man kann sagen, sie sprach beständig mit beiden, dabei weder sich noch andere im Geringsten ermüdend. Ihr Sprechen hatte etwas von einem Feuerwerk: Raketen, Schwärmer, Kracker, flogen auf, und während

man noch in die Höhe sah, fuhr einem ein Frosch an den Stiefel. Auf solche Zwischenspiele verstand sie sich brillant.

Kaum daß ich mich als Preuße bekannt hatte, so wurden die Schleusen der politischen Debatte gezogen. Sie kam aus Paris, erklärte alle Vorgänge der letzten drei Vierteljahre einfach als »trahison«, schlachtete den Kaiser, Bazaine und Leboeuf als Erzverräther, Wimpfen, Frossard und de Failly als Verräther kleineren Grades ein, bezeichnete Trochu als eine Betschwester, Jules Favre als einen flachen Komödianten, endlich Thiers als einen »greisenhaften Alten«. »Il est senile.« Unter allen denkbaren Zuständen erschien ihr der der »Senilität« unverkennbar als der hassenswertheste; jedesmal, wenn sie das Wort aussprach, stampfte sie auf und focht mit den Händen, so daß ich beständig an »Demoiselle Marietta« im Theater zu St. Denis erinnert wurde. Ihr Haß war so auffallend, daß mir der Gedanke kam, sie müsse unter der Senilität irgend eines ihr sehr nahe Stehenden persönlich gelitten haben. Eh' wir noch alle großen und kleinen Götter des Kaiserreichs und der »Versailler« hatten Revue passiren lassen, fuhren wir schon in den Bahnhof von Dieppe ein. Nie war mir die

Zeit rascher vergangen. Es war ein Teufelsweib, blitzend, fesselnd, aber unverkennbar auf der Vorstufe zur Petroleuse.

Es mochte Mitternacht sein. Nichts von Fiacre oder Omnibus. Ein »Dienstmann« nahm mein Gepäck und durch die todstillen Straßen hin, an Schuppen, Remisen, Lagerhäusern und dem ganzen Apparat von Hafen-Etablissements vorüber, schritten wir auf ein beliebiges Hôtel zu. Es war ein weiter Weg. Endlich, beim Eintritt in eine kurze Seitenstraße, traf mich ein naßkalter, nach Seeluft schmeckender Windstoß; im Hintergrunde schimmerten weißlich die Wogenkämme und ein dumpfes Gebrause schlug an mein Ohr. Gleich darauf schellten wir an einem unscheinbaren Seitenflügel; lange Corridore, teppichbelegte Treppen, »Gute Nacht«, und ehe zehn Minuten um waren, hatte mich das monotone Lied, das jetzt wie unter meinen Fenstern klang, in festen Schlaf gewiegt.

Erst 10 Uhr Morgens, wo ich mich im Frühstücks-Salon einfand, erfuhr ich, wo ich eigentlich war: im Hôtel royal. Jeder, der hier seine Dieppe-Studien begonnen und meist auch beschlossen hat, wird es in dankbarer Erinnerung haben. Es concurrirte an Bedeutung, Zuspruch und Heiterkeit mit dem »Cerf« in

St. Denis; während indeß der »Cerf« ein ziemlich mediocres Etablissement war, das nur die Kriegszufälligkeiten auf eine schwindelnde Höhe gehoben hatten, war das Hôtel royal wirklich ein Gasthaus ersten Ranges. Die Leichtigkeit französischen Tons (wer gedächte nicht gern der jungen Hôteliere, mit den freundlich funkelnden Augen!) vereinigte sich hier mit der Sauberkeit und Accuratesse von »jenseit des Kanals«. Es war ganz Brighton, Hastings, Dover, aber der ennuyanten, respektabilitätsgebornen Steifheit entkleidet, die allem Englischen anhaftet. Im Uebrigen unterschreib' ich gern das Urtheil eines Freundes, der von den Engländern zu sagen pflegte: in drei Dingen sind sie groß, in Ventilation, Hôtels und Bleistiften.

Das Frühstück war genommen. Unmittelbar draußen lag die »Promenade«; dahinter das bis dahin nur gefühlte Meer. Ich vermied es auch jetzt noch hinauszusehn. »Alles zu seiner Zeit.« Ich hatte vorläufig eine andere Aufgabe, die, dem innerhalb der Stadt gelegenen Hafenbassin einen ersten Besuch zu machen.

Dieser kleine Hafen nämlich war in den Okkupationstagen zu einer besondern Sehenswürdigkeit dadurch geworden, daß von hier aus die preußischen

Offiziere ihre England-Fahrten, ihre London-Besuche zu bewerkstelligen pflegten. Davon wollt' ich wo möglich Zeuge sein. Am Bahnhof schon (so war mir in St. Denis und Amiens erzählt worden) hätten Geschäftsleute ihre Posten ausgestellt, die sich daselbst aller frisch eintreffenden, blau und roth gekleideten »Britanniafahrer« sofort zu bemächtigen und dieselben unter einem Strom von Worten (nur kein Besinnen!) sofort an den Hafen zu locken wüßten. Hier am Hafen befände sich nun ein höchst merkwürdiges, seinen Grundprinzipien nach an die bekannte Märchen-Mühle (nur umgekehrt) erinnerndes Haus, in dessen eine Thür der Offizier in aller Glorie seines Standes einträte, um aus der andern in sogenanntem »Räuber-Civil« wieder herauszutreten. Ich habe dieses etwas choquante Wort an dieser Stelle um so weniger umgehen zu können gemeint, als es nicht bloß der allgemein recipirte, sondern nach allem was ich darüber gehört habe, auch der einzig wirklich zutreffende Ausdruck war. Die Kleidermetamorphose geschah nämlich nicht nach Maaß, sondern nach der Nummer, und so sollen denn, der »leichten Sommermützen« zu geschweigen, die in allen Erzählungen eine besondere Rolle spielen, dünnbeanlagte Beine in wahren Pluderhosen, starkbeanlagte in wahrem

Tricot ihre Englandfahrt angetreten haben. Einer der Herren, der sich, wohl und weise, von seinem eignen Beinkleid nicht leichtsinnig hatte trennen wollen, zugleich aber bei dem Einkleidungsprozeß buchstäblich »zu kurz« gekommen war, ist einer allgemeinen Sage nach später im Hydepark unter Anticipirung der gegenwärtigen Damenmode (des Doppelrocks) in Doppelpantalons gesehen worden, an denen die hervorschimmernde rothe Biese zwar sehr gefällig, aber doch zugleich auch höchst verrätherisch gewirkt haben soll. Einem solchen Verpuppungsprozeß hoffte ich am Hafenbassin als Augenzeuge beiwohnen zu können; aber es mißglückte und ich kehrte in mein Hôtel zurück.

Es war die beste Zeit, denn auf der schon erwähnten Promenade begann eben das Mittags-Concert, das hier tagtäglich die Offiziere der Garnison und den militairischen Zuzug aus den Provinzen zu versammeln pflegte. Wenig Civil; dies Wenige meist Engländer »von gegenüber«, die hier im Monat April schon, unter obligatem Studium unserer Armee, ihre Luftbadekur begonnen hatten. Die Kapelle war die des tapfern 40. Regiments (Kölner), das diesen Krieg als eine recht eigentliche »Wacht am Rhein« begonnen hatte. Jedem einzelnen sah man an, daß er das Bewußtsein

davon hatte. Es ist wunderbar, wie ein solches »Regimentsgefühl« bis auf den letzten Mann durchdringt und ihn in Erscheinung, Gang, Haltung auf eine höhere Stufe hebt. Es war eine Freude, unter diesen Gestalten zu wandeln.

Der Platz selber (die Promenade) ist von einer nur mäßigen Schönheit. Es hängt alles davon ab, woher man den Maßstab nimmt. Wer die Erinnerung an Peene-, Swine-, Warnemünde, oder wenn es hoch kommt, an den Heiligen Damm von Dobberan als Ideal in seiner Seele trägt, der kann hier von der Wogenpracht des »Atlantic« und dem Zauber von Schloß-Dieppe schwärmen, wer aber die Kreideklippen der englischen Südküste und die Städte kennt, die wie Reihen von Palast-Villen amphitheatralisch an diesen Kreideklippen aufsteigen, der wird dies Dieppe nur als eine verblaßte Reminiscenz hinnehmen können. Die Jahreszeit war freilich nicht die günstigste; es fehlte das belebende Treiben der Hochsaison, es fehlten die Yachten und Boote, die Pony-Equipagen, vor allem die Damen mit ihrem im Winde flatternden, wo möglich blonden Haar, aber auch, wenn ich mit geschäftiger Phantasie dieser windgefegten, mit kümmerlichem Rasen bedeckten, von zwei Klippen und einem

alten Schloß flankirten Marine diese Staffage zu geben trachtete, sie blieb doch immer nur die »arme Anverwandte« des andern Ufers, des Ufers von jenseit des Kanals.

Der Marsch aus dem Tannhäuser klang noch, als ich in mein Hôtel royal wieder zurücktrat. Es war Dejeuner-Zeit. Ich begann wie billig mit Austern und Chablis. Diesen Luxus, wenn es an dieser Stelle überhaupt einer war, empfand' ich wie eine Pflicht. Ich hatte mich in Epernay und Reims (wer tränke einsam Champagner?) mit einem »bock« begnügt, aber nun auch, — nach Analogie jenes vormärzlichen Landsmanns, der zweimal an dem Eckladen vorübergehend, das dritte Mal um so sicherer überzeugt war, sich für seine Enthaltsamkeit belohnen zu müssen, — glaubte auch ich mir ein Anrecht auf das natürliche Gewächs des Meeres, die Auster, erworben zu haben. Sie kam in jener nicht genug zu bewundernden Gestalt, die zwischen der großen holsteinschen und den kleinen Whitstables die richtige Mitte hält, und ich darf sagen, seit jenem schönen Maitage 1864, wo ich mit Dr. H. (den ich hiermit schönstens grüße) in Wilkens Keller die ohnehin frischen Düppel-Reminiscenzen mit Château d'Yquem noch frischer

machte, hatt' ich so nicht wieder gefrühstückt. Denn ein ächtes Frühstück, man täusche sich darüber nicht, ist rar wie alles Schöne und Große. Es muß im Vordergrunde Stimmung und im Hintergrunde Erinnerungen haben. Hier in Dieppe hatt' ich beides, und so erschien mir denn wieder einmal einer jener

räthselhaft gebornen,
Und kaum begrüßt, verlornen

Augenblicke (wie Lenau das Glück definirt), ein Glückes-Augenblick, sag' ich, dessen ich um so dankbarer gedenke, als er es mit seiner Zeitbegrenzung nicht allzu peinlich nahm. Im Gegentheil. Es hing Gewicht sich an Gewicht, und die dritte Stunde war vorüber, als ich mich geländerfest auf mein Zimmer hinauffühlte.

Nun folgt eine Lücke. Als ich eine Stunde später erwachte, sah ich, daß das Fenster aufstand und der Seewind in den Damast-Gardinen bauschte. Ich hatt' es bis dahin nicht bemerkt. Erhaben über die lächerliche Erwägung »Schnupfen oder nicht« war ich eingeschlafen und der Traum hatte mich hinausgetragen auf die hohe See, die Sonne vor mir am Horizont und eine weiße Wolke von Möven über mir.

Dieppe.

Das schützt vor Kleinheit und Uebermuth:
Eine jede Zeit ist schlecht und gut.

* * *

I remember, I remember
Where I was used to swing, . . .
My spirit flew in feathers then
That is so heavy now.
Thomas Hood.

II.

Es war 4 Uhr und darüber, als ich erwachte. Die Sonne, die ich im Traum gesehn, neigte sich wirklich bereits, und ich eilte, um noch bei gutem Tageslicht die Stadt und die Kirchen besuchen zu können. Es ist ein Vorzug katholischer Länder, daß zu solchem Besuche (sein Zweck sei, welcher er wolle) jede Stunde recht ist, während der Protestantismus Alltags seine Kirchen schließt und Sonntags sie nur öffnet, um den Beter, aber nicht um den bloß Wißbegierigen einzulassen. Ein solcher hat vielmehr jedesmal einen schwierigen Stand. Oft freilich noch mehr komisch als schwierig. So erging es mir vor vielen Jahren in Waltham Abtei.

Die Erinnerung daran, so klein der Vorgang war, tritt eben jetzt derartig lebhaft vor meine Seele, daß mir der Leser eine kleine Abschweifung verzeihen muß, und zwar um so eher, als mit alleiniger Ausnahme von Hastingsfeld, in ganz England kein Punkt existirt, der mit »Normannenherzog Wilhelm« und der ganzen normannischen Eroberung poetisch so verwachsen wäre, als die eben genannte Abtei.

Es war im Sommer 1856. Ich machte damals allsonntäglich, von London aus, Ausflüge in die benachbarten Grafschaften, einmal auch in die Grafschaft Essex, um Waltham Abtei zu besuchen. Ich hatt' es seit lange sehen wollen, denn der Abt von Waltham war es gewesen, der die Leiche König Haralds auf dem Schlachtfelde von Hastings durch zwei Mönche hatte suchen, heimtragen und innerhalb seines Klosters begraben lassen. Einer Tradition nach ruht er da, wo jetzt die uralte Kirchhofslinde steht. Doch ist dies alles Sage. Nach einer andern Ueberlieferung wurd' er am Strande von Hastings einfach eingescharrt. Gleichviel. Wenige Jahre nach seinem Tode geschah, was immer geschieht: die Kirche söhnte sich mit dem neuen Machthaber aus. Auch der Abt von Waltham. Erweitertes Besitzthum fiel ihm zu und die Abtei-Kirche

wurde neu gebaut. In normannischem Styl. Sie ist 800 Jahre hindurch beinah intakt geblieben und bildet neben dem White Tower in London das vorzüglichste Beispiel alt-normannischer Bauweise: dicke, schwere Säulen mit Rundbogen. Dies zu sehen fuhr ich hinaus. Es war Spät-Nachmittag. Die Kirche stand auf, die Glocken gingen. Ich dachte nicht daran, daß es zum Gottesdienste sei, trat ein und begann mich umzusehen, zu fragen, zu zeichnen. Ich sah einige Beter kommen, was mich aber in meiner Unbefangenheit nicht störte. Endlich hörten die Glocken auf und der Küster, ein steifer aber freundlicher Mann, der englische »Sexton« wie er im Buche steht, trat an mich heran und fragte: Sir, do you intend to stay here for the service? Eh' ich noch Zeit hatte zu antworten, sah ich den Geistlichen selbst, einen starken, kurzhalsigen Herrn, der sich gewiß sehr leicht ärgerte, würdevoll auf die Kanzel zuschreiten, der Küster aber, auf ihn hinzwinkernd, flüsterte mir mit gravitätischer Schelmerei zu: »he does'nt like people stepping in only for the Norman-Style«. Eh' er die Kanzel hinauf war, war ich hinaus.

Eine solche Begegnung hatt' ich hier am Orte (in Dieppe) nicht zu befahren.

Also in die Stadt und die Kirche!

Man muß bei Dieppe einen bürgerlichen und einen fashionablen Theil, einen Theil der Einheimischen und der Fremden unterscheiden. Den letzteren, eine große Hôtel-Straße, kannt' ich bereits; — er bildet eine malerische Coulisse, zugleich einen kolossalen Windschirm, den die Stadt zwischen sich und dem Meere aufgerichtet hat.

Dem andern Theil, dem eigentlichen Dieppe, schritt ich jetzt zu.

Hier in einem Gewirr altmodischer Straßen befinden sich die Plätze und die Kirchen, die Cafés und die Leselokale, die Läden und die Elfenbeinschnitzereien, in Betreff welcher letzteren Dieppe mit Rouen concurrirt. Wie viele Papiermesser und Chemisenknöpfe werden jetzt, als »souvenirs de Dieppe«, in unsern alten Provinzen im Schwunge sein!

Unter den verschiedenen Plätzen der Stadt ist der größte mit der Statue ihres berühmtesten Sohnes, des Admirals Du Quesne, geschmückt. Ich kannte das Bild; eine treffliche Copie befindet sich im Sydenham-Palaste bei London; mit besonderer Genugthuung erneuerte ich hier die Bekanntschaft. Frisch, fröhlich, frei, in der malerischen Tracht jener Epoche, steht er

da, fest und fein in den Zügen, in einer gewissen Lord-Byron-Attitüde, und doch zugleich frei von all' dem Theatralischen, woran französische Bildwerke so leicht scheitern.

Von hier aus trat ich zunächst in die auf mächtigen, alt-normannischen Säulen ruhende St. Remigius-Kirche, dann in die an St. Maclou und St. Ouen erinnernde, normannisch-gothische Kirche von St. Jacques ein. An dieser Stelle verweilt' ich länger, ganz wieder (wie in Rouen) der Bewunderung hingegeben, bis ich mir endlich geradezu vornahm, eine ruhigere Position zu diesen Dingen unter allen Umständen einnehmen zu wollen. Nüchtern-verständige Erklärungen sollten mir dazu helfen. Und zu bescheidenem Theile glückte es auch. Ich sagte mir immer wieder und wieder: gerade diese Fülle der Schönheit, weil sie überall ist, weil sie hundert- und tausendfach sich wiederholt, ist dazu angethan, unser Urtheil zu reguliren. Es ist ein alter Satz: die Zeit baute diese Dome. Gewiß. Das Individuum war relativ gleichgültig. Der eine konnt' es, und der andre konnt' es auch. Jede Epoche zeigt eine gewisse Kraftentfaltung; auch die unsre leistet ihr Großes und zwar derart, daß wir das Große, das Allgemeingut der

Zeit ist, auch aus der Hand des Kleinen hervorgehen sehen. Darin bleiben sich die Zeiten gleich, und wie jeder heutige Durchschnitts-Ingenieur, ohne daß wir ihn sonderlich bewundern, nach voraufgegangenem großen Vorbild, einen Tunnel oder eine Tubular-Brücke, eine Riesenlokomotive oder eine Rigi-Bahn bauen kann, so konnten, nach ihren Vorbildern, die Durchschnittsleute von damals gothische Dome bauen. Jede englische Dame kann einen Roman schreiben, jeder Deutsche ein Sonett machen oder eine Sonate spielen, jeder in der Welt umher gewürfelte Kellner fünf Sprachen sprechen; der Mensch ist vor allem gelehrig; — die Nachahmekunst ist unsre allereigentlichste Kunst. Die Genies waren immer rar. Unser Bestes ist die Tradition. Geht sie verloren, kommt ein Moment, wo wir in diesem und jenem nicht mehr auf den Schultern vieler Voraufgegangener stehen, so empfinden wir uns klein geworden. Aber an anderer Stelle sind wir um ebenso viel gewachsen.

St. Jacques bot manches Eigenthümliche: die Kapellen rechts und links waren durch gothische Steinschirme, die eine zierlich-durchbrochene Arbeit zeigten, von den Seitenschiffen getrennt, und die Knotenpunkte der Gewölbe gestalteten sich zu einem

Ornament, das, wiewohl flach, in seiner Apartheit an die Tromben in der Kapelle Heinrichs VII. (Westminster-Abtei) erinnerte. Der eigentlichste Zauber aber, dessen ich hier ansichtig wurde, war doch ein zufälliger. Ueber dem Orgelchor befand sich ein großes Rundfenster in buntem Glase. Vor diesem stand eben die niedergehende Sonne, und je nachdem sie nun in ihrem Fortschreiten die blauen, rothen oder grünen Gläser traf, goß sie über Kanzel und Pfeiler, vor allem aber über einen inmitten der Kirche herabhängenden Glockenstrick (was sich besonders reizend ausnahm), immer wechselnde Lichter aus. Es war als würde die Kirche abwechselnd in allen Farben bengalisch beleuchtet. Das Ganze feenhaft.

Auf den Plätzen, in den Cafés, verbracht' ich eine Stunde oder zwei. Als ich wieder in das fashionable Dieppe eintrat, um zwischen Meer und Hôtelreihe hin die große Promenade zu machen, war schon alles leer. Die See war unruhig geworden, der Wind fegte durch den Nebel und immer höher hinauf sprühte der Schaum. Ich mußte des Tages gedenken, wo ich bei gleichem Wind und Wetter drüben an der Klippe von Hastings umhergeklettert war und den Zauber von Meer und Land und historischer Erinne-

rung in vollen Zügen, weil noch in Jugendfrische, eingesogen hatte. Das war nun zwanzig Jahr. Long, long ago!

Und um schließlich dies reminiscenzenreiche Kapitel auch mit einer Reminiscenz zu Ende zu führen, so sei es die Erinnerung an das Wort eines Freundes (nun auch längst hinüber), der mir einst mit bewegter Stimme sagte: »als ich Heidelberg wiedersah, war mir's als stünd' ich am Grabe meiner Jugend«. Ich empfand jetzt Aehnliches, als ich auf das Stück Meer hinaussah, das wie hier an den Strand von Dieppe, so auch drüben an die Klippe von Hastings brandete.

Neuville.

Du loderndes Gehirn,
So sind jetzt Asche deine Brände.
Freiligrath.

* *
*

Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt.
Waiblinger.

Eine halbe Meile von Dieppe, und zwar landeinwärts nach Südosten zu, begegnen wir dem großen Dorfe Neuville, dessen höhergelegene Punkte einen Blick gestatten auf das Meer. Dieses Dorf und seinen Kirchhof zu sehen, war es, was mich vorzugsweise nach Dieppe geführt hatte. Nicht der Aussicht, sondern eines frischen Grabes halber.

In der Mitte Dezember (Rouen war eben von den Unsern besetzt worden) hatt' ich in den deutschen Zeitungen etwa Folgendes gefunden: »Gestern, am 8. d. M., haben wir Alexander Dumas, den Vater, im Dorfe Neuville begraben. Nie vergesse ich, wie ich mit meinen Kindern den steilen Bergpfad unter Schneegestöber hinaufschritt, um dem Geschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Unser Blick hielt Umschau. Naturgröße, Kriegsgefahr und das stille Ende dieses

einst vielgefeierten Mannes erfüllten meine Seele mit vielfachen Gedanken. So erreichten wir die Kirche, die, während wir den Sarg umstanden, allmälig von der hervorbrechenden Sonne erleuchtet wurde. Nur wenige Personen waren zugegen: Dumas Sohn, die Damen der Familie, einige Bürger von Dieppe, Fischersleute, Bauerkinder. Wir trugen ihn aus der Kirche auf den Kirchhof, senkten ihn ein und knieten nieder. Die Luft war still. Das Meer wallte ruhig. Wir weinten alle bitterlich, weniger um den Todten, als um das ganze Schicksal, das uns umgab«. Dieser kurze, schmucklose Bericht hatte einen Eindruck auf mich gemacht. Ich wollte die Stelle sehn, wo man den Verfasser von 100 Stücken und 300 Romanbänden zur letzten Ruhe bestattet hatte.

Im Hôtel royal that ich die nöthigen Fragen. Es machte ersichtlich einen guten Eindruck, daß ich vorhatte, dem todten Dumas meine Huldigungen darzubringen; jeder beeilte sich, mir den Weg zu beschreiben. Ich passirte alsbald einen langgestreckten Faubourg, dann muthmaßlich dieselbe Schlucht, durch welche an jenem 8. Dezember der Verfasser des oben mitgetheilten Briefes hinaufgestiegen war und machte zuletzt vor einem Kaffeehause Rast, das gegenüber von

Kirche und Kirchhof gelegen war. Ein alter Blaukittel, der den Tisch mit mir theilte, erwies sich als stöckig und einsylbig; desto mittheilsamer war die Wirthin selbst, die, was Beredtsamkeit angeht, ganz nach meinen Wünschen gewesen wäre, wenn sie nicht eine beständige Neigung gehabt hätte, die Dumas-Frage fallen zu lassen und die Ulanen-Frage statt dessen aufzunehmen. Die Ulanen! Einer hatte das Pistol, ein anderer den Säbel gezogen, ein Dritter, durch das Fenster hindurch, mit der Lanze assistirt; aber alle waren sie furchtbar gewesen, an Haltung, an Blick, an Stimme. »Die zeugete kein sterblich Haus«. Der alte Blaukittel schüttelte den Kopf und sog ärgerlich an seiner Thonpfeife. Diese Bekenntnisse weiblicher Schwäche kamen seiner Mannesseele sehr ungelegen.

Der Ulan herrschte vor, aber doch nicht so weit, daß das Haus Dumas daneben verschwunden wäre. Vielleicht mein Verdienst! Ich preßte den Gang der Unterhaltung immer wieder in diese Richtung hinein und hatte schließlich so viel erfahren wie nöthig. Es lief etwa auf das Folgende hinaus: Der jüngere Dumas besitze ein schönes Landhaus in dem nahegelegenen Stranddorfe Le Puits; der Vater habe im Hause des Sohnes gelebt, dort sei er gestorben. Am

8. Dezember habe man von Le Puits her den Sarg in die Kirche von Neuville getragen, die Leiche eingesegnet, dann sie bestattet. Er sei ein sehr freundlicher alter Herr gewesen, von allen Menschen, insonderheit von seiner Familie sehr geliebt. Allwöchentlich komme der Sohn oder die Schwiegertochter, um sein Grab mit Blumen zu schmücken. »Erst gestern waren sie hier; sie brachten große Fliederbüsche. Ein Denkmal ist in Arbeit, das nächstens errichtet werden wird.«

Dies war mir genug. Ich schritt nun auf den Kirchhof zu, unter dessen kreuz- und steingeschmückten Hügeln ich das neue Dumas-Grab unschwer herausfinden konnte. Es war alles provisorisch; selbst der grüne Rasen fehlte. Statt dessen erhob sich über der Grabstätte ein großer, aus Brettern zusammengenagelter, mit Schiffstheer angestrichener Kasten, auf dessen giebelartigem Dach die Fliederbüsche lagen, von denen mir die Wirthin eben erzählt hatte. In Front des Kastens, der, seiner Form nach, zwischen Sarg und Schuppen gerade die Mitte hielt, war eine ganze Reihe von Visitenkarten befestigt, die Freunde und Verehrer des alten Dumas hier bei seiner letzten Behausung abgegeben hatten. Die meisten dieser Karten, weil vom Theer durchzogen, waren nur noch bruchstückweise

zu entziffern; nur eine, die vierte in der Reihe, war lesbar geblieben. Ihre Zeilen lauteten:

Toi, que nous avons tant admirés sur la terre
Ton beau nom grandira encore dans l'avenir,
Toi qui joignait l'esprit aux vertus d'un bon père
Nous garderons toujours ton tendre souvenir.

Also etwa:

Du, den wir bewundert jahraus, jahrein,
Dein Name wird wachsen mit den Jahren;
Du bester Vater, wir denken Dein
Und werden Dich freundlich im Herzen bewahren.

Einfache Worte, aber dadurch von einer gewissen menschlich-schönen Bedeutung, daß sie (wie auch die Bruchstücke der andern Reimverse) alle den bon père mehr betonten, als den »beau nom qui grandira dans l'avenir«. Das Ganze ein neues glänzendes Beispiel dafür, wie wir mit unsren auf Hörensagen und vereinzelten Notizen aufgebauten Vorstellungen vielfach in die Irre gehen, auch dann noch, wenn diese Vorstellungen einer gewissen Allgemeinberechtigung nicht entbehren. Wer unter uns, der den ältern Dumas in seinem Luxus und seiner Massenproduktion, in dem ganzen genialen Leichtsinn seines Lebens und seines Schaffens von fern her beobachtet hat, wer unter uns, frag' ich, hätte den Gedanken hegen können, daß eben dieser Mann, von seiner Grabesstätte aus,

vor allem als bon père zur Nachwelt sprechen würde?! Und zwar nicht in der sprüchwörtlichen Lügenhaftigkeit des Leichensteins, sondern in aller Wahrheit.

Und noch ein Zweites war es, was sich mir an dieser Stelle aufdrängte: die nie genug gewürdigte Wahrnehmung, daß die Liebenswürdigkeit, wenn sie ächt ist, über viele Unkorrektheiten hinweghilft. Das blos moralische Element verschwindet daneben. Und mit Recht! Denn die Liebenswürdigkeit, wenn sie eben mehr ist, als eine gesellschaftliche façon de parler, wurzelt alle Mal in der Liebe selbst. Die Liebe aber ist gütig und demüthig. Und was gütig und demüthig ist, gefällt.

Ich nahm eine Karte und schrieb einen deutschen Vers darauf, um beides, Vers und Karte, unter die übrigen einzureihen. Aber ich besann mich wieder; — es giebt Zeiten, wo das Persönliche schweigen muß neben dem Nationalen. So zerriß ich die Karte und streute die Schnitzel in den Wind.

Ich gab nichts, aber ich nahm etwas: einen jener Fliederzweige, die von liebenden Händen hier niedergelegt waren.

Was aus solchen Händen kommt ist immer geweiht und trägt einen Segen mit sich.

Le Puits.

Das Dorf auf hohen Dünen, . . .
Wie lockt es mich zur Sommerzeit
In seine stille Einsamkeit.

B. v. Lepel.

* * *

»Wenn er schuf, saß er zwischen
Engeln des Lichts und der Finsterniß.«
(Allan Cunningham über Byron.)

Meinen Rückweg nach Dieppe beschloß ich über Le Puits zu nehmen, um wie das Grab des älteren, so auch die Villa des jüngeren Dumas gesehen zu haben. Ich passirte wieder die große Dorfstraße, bog nach rechts ein und trat auf ein baumloses Plateau hinaus, zwischen dessen vereinzelten Ackerstreifen sich ein Feldweg hinschlängelte. Dieser Weg, so hieß es, werde mich nach Le Puits hineinführen. Le Puits wollte aber nicht kommen; ich sah nichts als nach links hin die Thürme von Dieppe und weit vor mir das Meer, das seinen Nordwester über das Plateau schickte, so mächtig, daß mir zu Muthe war, als ob ich stroman schwömme. Es hatte einen Zauber, diese

Einsamkeit, dieser Kampf, und eh noch die Freude daran in der aufsteigenden Besorgniß »sich verirrt zu haben« untergehen konnte, senkte sich bereits der Pfad und ich schritt in ein Stranddorf hinab, das sich, in einer tiefen Schlucht versteckt (etwa wie ein im Villenstyl erbautes Heringsdorf) bis unmittelbar an den Strand des Meeres zog. Hier schwieg der Nordwest, hier standen Nußbäume in vollem Grün, hier blühten Blumen; mitten in diesem halb unwirthbaren Küstenstrich eine windgeschützte Oase.

Ich wanderte die Schlucht hinunter, an einem halben Dutzend Chalets vorüber, von der Ueberzeugung erfüllt, die Villa, um die es sich für mich handelte, auch ohne Anfrage entdecken zu können. Denn, so sagt' ich mir, »wie der Mensch, so sein Haus«. Vor einer lachenden Veranda, mit Rosenstöcken in der Front und Aprikosen an der Sonnenseite, blieb ich endlich stehen und fragte ein vorübergehendes Dorfmädchen: »ist dies die Villa des Mr. Dumas?« Die Kleine schüttelte aber mit dem Kopf, zeigte nach Westen zu, die Höhe hinauf, und sagte: »Kommen Sie nur, ich werde Ihnen die Villa zeigen.«

Also wieder 'mal getäuscht! Ich folgte ihr nun quer über die Dorfstraße, erst durch ein Gehöft, dann

über ein Stück ansteigendes Gartenland, bis wir wieder auf jener windgefegten Höhe standen, von der ich eben gekommen war. Die Kleine wies jetzt nach einem einsam auf der Düne liegenden Backsteinbau hinüber, dessen drei Giebel hell in der Sonne funkelten: »voilà la Maison du Monsieur Dumas fils«. Eh ich noch danken konnte, flog sie wieder den Abhang hinunter.

Meine Schritte führten mich nun auf die Villa zu, die eigentlich keine Villa war. Etwas entschieden Hausbacknes herrschte in ihr vor; man kann sagen, die ganze Anlage glänzte durch Abwesenheit alles idyllischen oder gar romantischen Apparats. Ein frischgestrichener Staketen-Zaun, Remisen und Stallgebäude, ein Reisewagen, an dem geputzt und gewaschen wurde, eine Koppel Hunde, — alles erinnerte mehr an das moderne Jagdschloß eines Industriellen, als an die Behausung eines Schriftstellers und Poeten. Aus einzelnen der vielen Schornsteine stieg der Rauch auf; aber kein Baum gab Schatten, kein Strauch, keine Staude lehnten sich an die Giebelwand, alles kahl wie die Düne, drauf diese angebliche Villa stand. Nur Wind und Sonne und der Blick auf's Meer! für viele ein Größtes und Beglückendstes, aber nicht für alle. Diese monotone Großartigkeit, die, in mir wenigstens,

immer nur die Empfindung weckt von dem Nichtigen und Gleichgültigen der Einzelexistenz, — sie lullt alles Streben ein mit der Frage: wozu? Doch ist dies Nerven-Sache. Was den einen niederdrückt, erhebt den andern.

Ich stand nun an der Pforte, und einen Augenblick überkam mich die Lust, die Klingel zu ziehn. Nach allem, was ich in den letzten Stunden über den Charakter des Bewohners erfahren hatte, mußt' ich annehmen, daß ich es wagen dürfe. Aber die conversationellen Erwägungen gaben schließlich den Ausschlag, und — ich ließ es. Mit gutem Grund. Es ist nämlich doch ein Unterschied, unter welchen Umständen und in welcher Veranlassung man einer Celebrität den Zwang auferlegt, eine Art Kauderwälsch-Ansprache anhören und beantworten zu sollen. In den Tagen meiner Gefangennahme, wo es sich um das immerhin Werthvollste, das man hat, ums Leben gehandelt hatte, hatt' ich ein natürliches Recht gehabt, mich hören zu lassen und hatte von diesem Rechte den ausgiebigsten Gebrauch gemacht; — man spricht dann auch, gehoben durch die Situation und unbedrückt durch das Gefühl, ein bloßer Eindringling zu sein, besser als man je geglaubt hätte, daß man es könne. Kommt

aber das Pressante der Situation in Wegfall, so leidet nicht blos die Berechtigung, so leidet auch zugleich die Fähigkeit des Sprechens, und Satzbildungen, die im einen Fall, weil aus Herz und Seele geboren, immer noch ein Interesse zu wecken im Stande waren, sie werden nun, wo das innerliche Leben fehlt, zu einer bloßen Tortur und erzeugen lediglich den einen Wunsch: daß er doch erst wieder ginge! Darauf hin wollt' ich es nicht ankommen lassen. So ging ich denn schon vorher.

Und siehe da, ich sollte für dieses Entsagen schließlich doch noch belohnt werden, sollte meinen Zweck erreichen, ohne Pein gelitten oder verursacht zu haben!

Ich begann an den Rückzug zu denken, und schritt, über die Düne hin, immer am Meere entlang, wieder auf Dieppe zu. Dann und wann war der Weg eingeschnitten und gestattete eine behagliche Rast; der Wind ging drüber hin. Als ich sechs-, achthundert Schritt gegangen sein mochte, stand ich, nunmehr wieder in vollem Nordwest, auf einem Vorsprung, an dem der Fahrweg unten vorüberführte. Die Villa Dumas zeigte sich von hier aus in voller Klarheit; ich nahm also mein Notizbuch, um, so weit die Kräfte reichten, eine Skizze des Hauses zu entwerfen. Eine Weißdorn-

hecke gab mir spärlichen Schutz. Es war ein entzückender Moment. Unmittelbar hinter mir weideten die Schafe, die Glöckchen klangen; dann und wann kam der Hirt, mitunter auch sein Hund, und sahen zu, wie weit ich sei. Den Fahrweg unten passirte allerlei Gefährt; dann kamen Bettelkinder, denen ich Zwei-Sousstücke hinunterwarf. Ihr Laufen und Balgen unterhielt mich und den Schäfer dazu. Er lächelte, aber er sprach nicht.

So mocht' ich wohl eine halbe Stunde oder länger gesessen haben, als auf der andern Seite der Straße, wo ebenfalls ein Fußpfad hart am Abhange hinlief, ein unverkennbar distinguirtes Paar herankam, das, dem Wege nach, den es eingeschlagen, entweder geradeaus auf Le Puits, oder aber (ein wenig links sich haltend) auf die Villa Dumas zuschreiten mußte. Ich hatte meine Ahnungen. Sie waren kaum noch 50 Schritt von mir entfernt. Er ein stattlicher Herr, Offiziers-Haltung, einfach in Kleidung; sie, die Dame, elegant: ein schottisch karrirter Mantel über einem violettfarbnen Wollenkleid, kleine Füße, hohe Knöchelschuh', der Kopf in einer Kapuze; eine Haarsträhne hatte sich gelöst und flatterte im Winde. Jetzt waren sie mir vis-à-vis; er bog sich in flüchtiger Neugier nach rechts und ließ

mich dadurch seine Züge, die ich bis dahin nur im Halbprofil gesehen hatte, deutlich en face erkennen. Es war der Sohn seines Vaters. Der unverkennbare Mohrentypus des Alten, dessen Bild ich so oft gesehen hatte, spiegelte sich auch in diesem Kopf; nur abgeschwächt. Das krause Haar, beim Vater noch wollartig, war geblieben.

Jetzt kam die Stelle, wo der Pfad drüben gabelte. Nun mußte sichs entscheiden, ob ich richtig prognosticirt hatte oder nicht. Ich war diesmal meiner Sache sicher. Richtig, sie bogen links ein und schritten auf die Villa zu. Ich folgte ihnen mit dem Auge, bis sie in der Thür des Mittelgiebels verschwanden.

Der Eindruck, den ich von dieser Begegnung gehabt hatte, war der angenehmste. Dies war kein blondlockiger Poet, der den Schein für das Wesen der Dinge nimmt, dies war der Mann, der bis in die Dunkeltiefen des Herzens blickt, seine Geheimnisse aufschließt, seine Verworrenheiten löst. Eine Aufgabe, nicht dankbar immer, vielleicht verwerflich, gewiß gefährlich; — es frommt nicht, der Gorgo ins Antlitz zu schauen oder die Räthsel der Sphinx zu lösen. Ein Letztes, Tiefstes, soll den verhüllenden Schleier tragen. Aber eines bleibt ewig wahr daneben: wer es

dennoch wagt, trägt den Doppelstempel von Muth und Genie.

In solche Betrachtungen versunken, schritt ich auf Dieppe zu.

Da lag es im Sonnenglanz; zu seiner Rechten brauste und schäumte das Meer.

Fontane, Theodor,

Aus den Tagen der Occupation Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß
-Lothringen 1871

Bd.: 1

Berlin (1872)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 1776
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259738-6